

**„Leben, um zu arbeiten oder arbeiten, um zu leben?“  
Der Wandel der Einstellungen zur Arbeit und ihrer  
Wertschätzung in Deutschland im 20. Jahrhundert**

Hintergrunderläuterungen für die Ausstellung  
„Hauptsache Arbeit. Der Wandel der Arbeitswelt nach 1945“,  
Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland.

Veröffentlicht mit freundlicher Genehmigung  
vom Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland.

# Inhaltsverzeichnis

<b>1. „Leben, um zu arbeiten oder arbeiten, um zu leben?“ Wovon ist die Rede, wenn vom „Wert der Arbeit“ gesprochen wird? .....</b>	<b>3</b>
<i>Arbeit als Mühsal oder Arbeit als Tugend – das Spannungsfeld des Begriffs „Arbeit“ .....</i>	<i>4</i>
<i>Untersuchungen zum Wert der Arbeit und zu Einstellungen der Menschen zur Arbeit.....</i>	<i>5</i>
<b>2. Der „Wert der Arbeit“ nach 1945 – Arbeit und Wertewandel in Ost- und Westdeutschland .....</b>	<b>9</b>
<b>a) Ausgangspunkte: „Arbeiten“ als Ideal im ‚bürgerlichen Wertehimmel‘ und in der ideologischen Überformung bis 1945.....</b>	<b>9</b>
<i>Bürgerliches Arbeitsethos .....</i>	<i>9</i>
<i>Sozialistisches Arbeiten.....</i>	<i>11</i>
<i>Arbeit macht frei? „Deutsche Arbeit“ im Nationalsozialismus .....</i>	<i>12</i>
<i>NS-Ideologie und Alltag in der Diktatur: Arbeitswerte in der Praxis.....</i>	<i>15</i>
<b>b) Arbeiten am Wiederaufbau: Der Wert der Arbeit nach dem Krieg und das Verständnis von Arbeit in Ost und West bis ca. 1960 .....</b>	<b>16</b>
<i>Ostdeutschland: Arbeiten für den Sozialismus .....</i>	<i>17</i>
<i>Vom Wert der Frauenarbeit: Frauen und Erwerbsarbeit in der frühen DDR .....</i>	<i>19</i>
<i>Westdeutschland: Orientierung am bürgerlichen Arbeitsethos .....</i>	<i>21</i>
<b>c) Eine neue Art zu leben und zu arbeiten? Der „Wertewandel“ in der Bundesrepublik und seine umstrittene Rezeption, ca. 1960 – 1989.....</b>	<b>23</b>
<i>Werteverfall oder Wertewandel? Die sozialwissenschaftliche Forschung .....</i>	<i>24</i>
<i>Wissenschaft in der Debatte? Politischer Streit um Arbeitswerte in den 70er und 80er Jahren .....</i>	<i>27</i>
<i>Frauenarbeit und Wandel der Berufsbilder .....</i>	<i>30</i>
<b>d) Ost und West vereint im Wertewandel? Der Wandel der Arbeitseinstellungen in DDR und im vereinten Deutschland.....</b>	<b>33</b>
<i>Wertewandel in der DDR von ca. 1960 bis 1989.....</i>	<i>34</i>
<i>Nach der Wiedervereinigung – Arbeitswerte auf dem Weg ins 21. Jahrhundert.....</i>	<i>39</i>
<b>3. Ein deutscher Sonderweg? Der Wertewandel im Bereich der Arbeitswelt in internationaler Perspektive.....</b>	<b>42</b>
<i>Der fleißige Deutsche? Wahrnehmungen des Wertewandels aus dem Ausland .....</i>	<i>44</i>
<b>Literaturverzeichnis .....</b>	<b>48</b>

## **1. „Leben, um zu arbeiten oder arbeiten, um zu leben?“ Wovon ist die Rede, wenn vom „Wert der Arbeit“ gesprochen wird?**

So selbstverständlich im Alltag heute von Arbeit und der Arbeitswelt, von Arbeitsplätzen oder ihrem Fehlen, von Berufen und Arbeitsbedingungen gesprochen wird, so schillernd werden diese Begriffe, wenn sie in historischer Perspektive betrachtet werden. Was „Arbeit“ bedeutet und welcher Wert den damit zusammenhängenden Tätigkeiten zugeschrieben wird, haben Menschen in verschiedenen Epochen und Kulturen sehr unterschiedlich bestimmt.

Wer sich heute in Deutschland zur Arbeit äußert, meint damit in der Regel zunächst „Erwerbsarbeit“ –Tätigkeiten, die zur Erzielung von Einkommen zur Bedarfsdeckung in selbständiger oder abhängiger Beschäftigung geleistet werden – und spricht zugleich über ein problematisches Konzept: Denn offensichtlich gibt es umfangreiche Tätigkeitsfelder, in denen notwendige, bedarfsdeckende Leistungen erbracht werden, ohne dass sie üblicherweise durch Bezahlung oder ein geregeltes Einkommen entlohnt werden. Schon die klassischen Beispiele von „Arbeiten“ im Haushalt oder in der Erziehung, der Pflege von Kranken und Alten zeigen, dass bis heute mit jeder Definition davon, was als „Arbeit“ betrachtet wird, weitreichende Werturteile über Tätigkeiten und diejenigen, die sie ausführen, getroffen werden. Entsprechend fordert jede Bestimmung von „Arbeit“ Widerspruch heraus, öffnet sich ein Feld für kontroverse Diskussionen. Doch nicht nur die Frage, was eigentlich „Arbeit“ ist, unterliegt unterschiedlichen Bewertungen. Auch über die Haltung zur Arbeit, die Einstellungen, mit denen Arbeitstätigkeiten verrichtet werden sollen und die Bedeutung von „Arbeit“ im Leben von Menschen in Abgrenzung zu Zeiten, in denen keine Arbeit verrichtet wird, lässt sich vielfältig streiten.

Zugleich gab es zu allen Zeiten kollektive Antworten auf diese Fragen zur „Arbeit“, dominante Orientierungsstandards, mit denen Normen und gesellschaftliche Vorgaben zur Organisation von Arbeitsprozessen begründet wurden und die Arbeit wie Arbeitende einer Epoche und Gesellschaft prägten und leiteten. Derartige Vorstellungen sind im Folgenden gemeint, wenn von Arbeitswerten oder dem „Wert der Arbeit“ gesprochen wird. Dargestellt werden soll, wie sich diese Orientierungsstandards im Laufe des 20. Jahrhunderts, vor allem aber nach 1945 in Deutschland verändert haben. Im Rahmen dieser Einleitung soll dazu zunächst die historische Entwicklung der begrifflichen Spielräume für eine Wertsetzung im Bereich der Arbeit deutlich gemacht werden, bevor mit einigen methodischen Hinweisen zur Forschung zum Wertewandel im Bereich der Arbeit zur eigentlichen Darstellung übergeleitet wird.

## *Arbeit als Mühsal oder Arbeit als Tugend – das Spannungsfeld des Begriffs „Arbeit“*

Einige weit zurückreichende Antworten auf die Frage nach dem Wert der Arbeit bleiben bis in die Gegenwart relevant und spiegeln sich in aktuellen Bestimmungen des Werts der Arbeit wider. Das Spannungsfeld, in dem sich unterschiedliche Bewertungen der Arbeit heute bewegen, entwickelte sich von der Antike bis zum 19. Jahrhundert und wird semantisch durch die gegensätzlichen Definitionen von Arbeit als „mühevollen, körperlichen Tätigsein“ und „kreativem, sinnvollen Schaffen“ begrenzt.<sup>1</sup>

Seit je her wurde „Arbeit“ mit Anstrengung und Mühe, bisweilen Schmerzen verbunden, konnte als Plage und lästige Pflicht verstanden werden, und bezeichnete jenen Lebensbereich, dem man sich nur bedingt entziehen konnte: Arbeiten „muss“ man. Aus diesem Grund betrachteten die meisten antiken Denker Arbeit als Gegenteil von Freiheit und die Fähigkeit sich ihr zu entziehen als Auszeichnung und Ziel eines freien Menschen. Wer frei war, hatte Zeit und Mittel, um sich um Kunst und Politik zu kümmern, konnte nach Ruhm und Ehre streben und musste sich nicht körperlich plagen, um Essen, Kleidung und Wohnung zu erhalten – arbeiten mussten dagegen Sklaven und Abhängige, denen bei Griechen und Römern entsprechend die entscheidende Voraussetzung für das Bürgerrecht fehlte.

Obwohl es auch in der Antike bereits Stimmen gab, die in der Arbeit eine edle Tätigkeit sahen und die positiven Wirkungen von Arbeit auf die Arbeitenden hervorhoben, lässt sich die Vorstellung von Arbeit als einer mühevollen, letztlich zweitrangigen Pflicht durch die Geschichte verfolgen. Bis heute wird Arbeit als eine erschöpfende und Kräfte verzehrende Tätigkeit verstanden, der Zeiten von Ruhe und Entspannung oder Abwechslung und Ausgleich folgen müssen. Ruhephasen, Erholungszeiten und generell „freie Zeit“ gelten vielen nach wie vor als eigentlich wertvolle Momente ihres Lebens, die Freiräume zur Selbstentfaltung und Auswege aus Belastungen und Stress am Arbeitsplatz bieten.

Dennoch wird die Geschichte der Arbeit üblicherweise als Geschichte ihrer Aufwertung zur wichtigsten Tätigkeit des Menschen beschrieben. Entscheidend war dafür die Entwicklung einer Vorstellung von Arbeit als sinnstiftender Kreativität, in der der Mensch zu sich findet. Schon das frühe Christentum sah den Menschen positiv als „arbeitendes Wesen“ und löste sich vom antiken Gegensatz von Arbeit und Freiheit. Selbst wenn Arbeit in der christlichen Tradition immer dem eigentlichen Sinn des Lebens, dem Streben zu Gott, untergeordnet blieb, erhöhte sich der Status des Arbeitens seit der Antike kontinuierlich – bis hin zur Ablehnung einer rein spirituell-kontemplativen Lebensweise in der Reformation bei Luther und der

---

<sup>1</sup> Zu den historischen Begriffsdimensionen von Arbeit vgl. grundlegend Conze, Riedel 1972ff. sowie Nippel 2000, Oexle 2000 und van Dülmen 2000.

Ausprägung einer protestantischen Arbeitsvorstellung, die das pflichtbewusste und selbstlose Arbeiten im Beruf in den Mittelpunkt der Lebensführung stellte und von „fauler Muße“ abgrenzte. Im Zuge des 18. und 19. Jahrhunderts entwickelte sich schließlich die Vorstellung, dass die Arbeit im Mittelpunkt der Auseinandersetzung des Menschen mit der Natur stehe: Durch Arbeit wird Natur verwandelt und für den Menschen nützlich – der Arbeitende kann im kreativen Prozess Wertvolles herstellen, Eigentum schaffen und Reichtum erlangen. Zugleich formt er seine Persönlichkeit durch Arbeit und findet seinen Sinn in ihr. Im Denken der Aufklärung, in der liberalen Bewegung und beim frühen Marx war Arbeit von der Last zur Lust geworden, zur höchsten Tugend und zum eigentlichen Sinn menschlichen Daseins.<sup>2</sup>

Neben der Vorstellung von der Arbeit als Mühsal bleibt auch das Ideal von der tugendhaften Arbeit bis heute relevant. Menschen suchen Sinn in ihrer Arbeit und definieren ihre Identität in hohem Maße über sie. Wer sich vorstellt, nennt den Namen, vielleicht Alter und Herkunft, sicher aber seinen Beruf. Erwartet wird eine positive Einstellung zur eigenen Arbeit; neben der Sicherung des Einkommens soll sie Neigungen und Fähigkeiten entsprechen, eine Entwicklung des Charakters ermöglichen und Zufriedenheit herstellen. Arbeitslosigkeit wird über die finanziellen Folgen hinaus als schlimme Belastung empfunden, geht mit dem Gefühl der Wertlosigkeit und der Überflüssigkeit einher. Bei aller Klage über Stress und Arbeitslast lebt die Vorstellung von der Lust zu arbeiten fort.

#### *Untersuchungen zum Wert der Arbeit und zu Einstellungen der Menschen zur Arbeit*

Zwischen der Lust oder der Last zu arbeiten, öffnet sich ein weites Feld für konkretere Vorstellungen von Arbeit und ihrer Bewertung, für Haltungen und Einstellungen, mit denen Menschen in verschiedenen Perioden gearbeitet und den „Wert der Arbeit“ bestimmt haben. Die Frage nach dem „Wert der Arbeit“ einer Epoche geht über eine begriffsgeschichtliche Analyse der Bedeutung von Arbeit im zeitgenössischen intellektuellen Diskurs hinaus und richtet sich auf das Wechselverhältnis zwischen Wertediskurs, sozialer Praxis und vermittelnden Institutionen. So lässt sich der Wert der Arbeit während des Nationalsozialismus etwa nicht dadurch bestimmen, dass man die Vorstellungen der NS-Ideologie zur Arbeit referiert; derartige *Wertsetzungen* seitens gesellschaftlicher Akteure stehen immer im Konflikt mit längerfristigen *Werthaltungen*, die als internalisierte Leitbilder das kollektive Verhalten in einer Gesellschaft dauerhafter steuern. Entsprechend wurden die tatsächlich prägenden Arbeitswerte und Einstellungen zur Arbeit im Nationalsozialismus nicht nur von älteren Werthaltungen massiv beeinflusst, sondern zeigten sich letztlich weniger in der ideologischen Beschwörung eines bestimmten Arbeitsideals als vielmehr im Wechselspiel zwischen Ideologie und den

---

<sup>2</sup> Vgl. Campbell 1989, Kap. 1-3.

konkreten Arbeitseinstellungen der Arbeit leistenden Menschen sowie im Handeln der am Arbeitsprozess unmittelbar beteiligten Akteure und der diesen Prozess steuernden Institutionen. Dies gilt in gleichem Maße für die Geschichte anderer Diktaturen, mit Blick auf die deutsche Geschichte etwa die Haltungen zur Arbeit in der DDR, letztlich aber für Wertewandlungsprozesse in allen Gesellschaftsformen. Grundsätzlich muss davon ausgegangen werden, dass Werthaltungen als grundlegendste Form gesellschaftlicher Zielvorstellungen und Orientierungsstandards nur bedingt kurzfristigen Schwankungen unterliegen; das schließt einen dynamischen Wandlungsschub zu bestimmten Phasen beschleunigter gesellschaftlicher Veränderung allerdings nicht aus.

Eine an diesen Vorstellungen orientierte historische Wertewandlungsforschung steckt für das 20. Jahrhundert und die deutsche Geschichte nach 1945 noch in ihren Anfängen; innerhalb der Geschichtswissenschaft findet sie vor allem in der Bürgertumsforschung des 19. Jahrhunderts und der in diesem Rahmen geleisteten Arbeiten zu bürgerlichen Werten und ihrer Verankerung bzw. Weiterentwicklung wichtige Ansatzpunkte. Für die Darstellung des Wertewandels im Bereich der Arbeit nach 1945 wird daher im Folgenden auf sozialgeschichtliche Studien zur BRD und DDR sowie auf einzelne begriffsgeschichtliche Studien zur Entwicklung des Arbeitsbegriffs zurückgegriffen, die zwar verwertbare Rückschlüsse auf Wertewandlungsprozesse ermöglichen, letztlich aber noch nicht zu einem empirisch gesicherten Überblick über die Geschichte des Wertewandels führen können.

Wesentlich weiter fortgeschritten ist die sozialwissenschaftliche Wertewandlungsforschung. Seit der Etablierung einer empirischen Sozialwissenschaft um 1900 gab es – bisweilen unter dem Namen „Arbeitswissenschaft“ – Versuche, durch Befragungen arbeitender Menschen und teilnehmende Beobachtung in der Produktion verlässliche Daten über die tatsächlichen Einstellungen besonders von Industriearbeitern zu ihrer Tätigkeit und damit auch zu ihren Arbeitswerten in einem umfassenderen Sinn zu gewinnen. Das Ziel dieser frühen Forschungen lag zunächst hauptsächlich darin, Hinweise zur Humanisierung und verträglichen Rationalisierung von industriellen Arbeitsprozessen zu gewinnen, deren hohe Repetitivität, Arbeitsteiligkeit und Eintönigkeit als besondere Herausforderung für eine positive Einstellung zum Arbeiten empfunden wurden. Soziologen und Volkswirte, Psychologen und Pädagogen untersuchten deshalb Arbeitsmotivation und Leistungsbereitschaft, das Verständnis und die Bedeutung von Arbeit im Leben der Arbeiter oder fragten nach der notwendigen Organisation und Ausstattung von Arbeitsplätzen, um Leistungsbereitschaft, Produktivität und Arbeitsfreude zu steigern.

Schon in ihren Anfängen griff die Sozialwissenschaft methodisch auf Fragebögen zurück, um Antworten einer möglichst großen Zahl von Befragten zu erhalten; ausgereifere, verlässlichere und repräsentative Ergebnisse ließen sich aber erst mit der Einführung der modernen Demoskopie nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs gewinnen. Seit den 1950er Jahren werden in Westdeutschland regelmäßig Daten zu Einstellungen und Wertvorstellungen der bundesdeutschen Bevölkerung erhoben, die gezielt auch Haltungen zur und Erwartungen an die eigene Tätigkeit und zur Einschätzung der Bedeutung der Arbeit für das eigene Leben erfragen.<sup>3</sup>

Aus dieser Survey-Forschung entsprang um 1970 die eigentliche Hinwendung sozialwissenschaftlicher Interessen zum Wertewandel: Innerhalb kürzester Zeit schien sich in nahezu allen westlichen Gesellschaften ein fundamentaler Wertewandel beobachten zu lassen, der auf eine fast revolutionäre und dauerhafte Veränderung der gesellschaftlichen Orientierungsstandards hindeutete. Betroffen waren nicht nur die Einstellungen zur Arbeit; Bewertungen von Familie und Sexualität, Staat und politischen Systemen, Erziehung und Bildung hatten sich in den Umfragen innerhalb weniger Jahre auf dramatische Weise verändert.

Ohne der eigentlichen Darstellung im Folgenden vorwegzugreifen: Ob der Wertewandel als fataler Werteverlust (Elisabeth Noelle-Neumann), als epochemachende Transformation von materiellen zu postmateriellen Werten (Ronald Inglehart) oder eher als komplexere Wertsynthese und Wertakzentuierung mit einer Verschiebung von „Pflicht- und Akzeptanzwerten“ zu „Selbstentfaltungs- und Freiheitswerten“ (Helmut Klages) gedeutet wurde – jeder dieser wissenschaftlichen Erklärungsversuche setzte eine Welle von empirischen Untersuchungen und methodenkritischen Fragen in Gange, die bis heute zu einem kaum mehr zu überblickenden Anschwellen der sozialwissenschaftlichen Literatur zum Thema Wertewandel führte.

Aus diesem Grunde liegen seit den 1970er Jahren in dichter Folge umfassende Daten einerseits zu Parametern wie Leistungshaltung, Pflichtverständnis oder der Bereitschaft zur Auffassung der Arbeit als Dienst an der Gesellschaft vor. Andererseits fragen Soziologen regelmäßig nach Vorstellungen von Selbstbestimmung im Beruf und dem Verlangen nach Selbstverwirklichung in der Arbeit, oder erfassen Ansprüche auf kreative Entfaltung am Arbeitsplatz. Methodisch lassen sie zum Beispiel Tabellen erstellen, in denen Befragten Ansprüche an die Arbeit wie ein gutes Gehalt, einen sicheren Arbeitsplatz, aber auch Erwartungen an das Betriebsklima, die Arbeitszeiten und Urlaubsregelungen in eine Hierarchie entsprechend ihrer Vorlieben oder Gewichtungen bringen müssen. Häufig lassen sich Werte und Einstellungen zum Beruf zudem indirekt ermitteln, in dem beispielsweise nach Werten gefragt wird,

---

<sup>3</sup> Vgl. für die frühe sozialwissenschaftliche Forschung Campbell 1989, Kap. 5; als Überblick über die neuere sozialwissenschaftliche Forschung eignet sich besonders Thome 2005.

die Eltern ihren Kindern weitergeben würden (etwa Fleiß, Glaube an Autorität, Pünktlichkeit und Manieren, etc.) oder durch Bewertungsfragen, die etwa um Angaben darüber bitten, welchen von zwei wichtigen Werten man einen relativen Vorrang einräumen würde – Gerechtigkeit oder Freiheit? Oft genutzt werden daneben Kurzsznarien, in denen Befragte eine Situation bewerten müssen, die auf eine bestimmte Wertalternative zugeschnitten wurde: Ist es zulässig, dass eine Sekretärin mehr Geld als ihre Kollegin verdient, wenn sie eindeutig schneller und zuverlässiger arbeitet, also tüchtiger ist?<sup>4</sup>

Für die Darstellung des Wertewandels nach 1970 liefern derartige Forschungen eine Fülle von Material, dessen Deutung hinsichtlich der Ursachen und der Entwicklungstendenzen des Wertewandels aber auch in den Sozialwissenschaften selbst umstritten ist. Dafür sind nicht nur verschiedene Erklärungsansätze in der Forschung und methodische Probleme verantwortlich – offensichtlich lässt sich angesichts der vielfältigen und sehr unterschiedlichen Untersuchungsparameter nur schwer von einem „Wert der Arbeit“ oder einem klar definierten Feld von Arbeitswerten in der soziologischen Werteforschung sprechen. Darüber hinaus stößt die umfragegestützte Werteforschung notwendigerweise an ihre Grenzen, wenn sie Erklärungen für längerfristige gesellschaftliche Veränderungen sucht, die hinter den empirisch beobachtbaren Zeitraum des letzten Drittels des 20. Jahrhundert zurückreichen. Zudem fehlt ihr eine qualitative Dimension, die Wertverhalten in konkreten Situationen jenseits abstrakter Fragebögen in den Blick nimmt und so zu einer genaueren Bestimmung von Ursachen und Verlauf von Wertewandelsprozessen führen könnte.

Die folgende Darstellung muss daher auf in unterschiedlicher Weise vorläufige Ergebnisse sozialwissenschaftlicher und geschichtswissenschaftlicher Studien zurückgreifen, um zu einer Darstellung der wesentlichen Wandelphasen der Einstellungen zu Arbeit in Deutschland nach 1945 zu gelangen; versucht wird dabei eine Integration beider Forschungsstränge, um zu plausiblen und im Rahmen der Ausstellung „Moderne Zeiten. Arbeitswelt im Wandel“ darstellbaren Ergebnissen zu gelangen.

---

<sup>4</sup> Zur Methoden der sozialwissenschaftlichen Wertewandelsforschung und ihrer Kritik vgl. Hillmann 2001.

## 2. Der „Wert der Arbeit“ nach 1945 – Arbeit und Wertewandel in Ost- und Westdeutschland

### a) Ausgangspunkte: „Arbeiten“ als Ideal im ‚bürgerlichen Wertehimmel‘ und in der ideologischen Überformung bis 1945

#### *Bürgerliches Arbeitsethos*

In einer Aufsehen erregenden Warnung vor einem fundamentalen Werteverlust skizzierte Elisabeth Noelle-Neumann 1975 in einem Artikel in *Die Zeit* einen Wertekatalog, der seit rund 250 Jahren Einstellungen und Bewertungen von Arbeit für große Teile der deutschen Bevölkerung mehr oder weniger verbindlich festgelegt habe und nun vor der Erosion stünde:

„Der hohe Wert von Arbeit, von Leistung; die Überzeugung, dass sich Anstrengung lohnt, der Glaube an Aufstieg und Gerechtigkeit des Aufstiegs; die Bejahung von Unterschieden zwischen den Menschen und ihrer Lage; Bejahung des Wettbewerbs; Sparsamkeit als Fähigkeit, kurzfristige Befriedigung zugunsten langfristiger zurückzustellen; Respekt vor Besitz; Streben nach gesellschaftlicher Anerkennung, Prestige; Anerkennung der Normen von Sitte und Anstand; Konservatismus, um das Erworbene zu behalten; in gemäßiger Weise auch Bildungsstreben.“<sup>5</sup>

In knappen Worten fasste sie damit bürgerliche Werte zusammen, deren Entstehung sie auf das Aufkommen moralischer Monatszeitschriften im frühen 18. Jahrhundert zurückverfolgte und die aus ihrer Sicht zu einer Art universell akzeptierten Ausgangsbasis für alle Wertewandelsprozesse im 20. Jahrhundert geworden waren.

Während sich das Streben nach beruflicher Selbständigkeit und wirtschaftlicher Autonomie vielleicht ergänzen ließen, besteht tatsächlich kaum ein Zweifel, dass die von Noelle-Neumann aufgezählten Einstellungen zentrale Bestandteile eines bürgerlichen Arbeitsverständnisses waren, das im Zuge der Aufklärung entstand und spätestens ab dem 19. Jahrhundert in hohem Maße verbindliche Maßstäbe setzte, wie ein Mensch zu arbeiten habe und welchen Idealen er folgen solle. Das so verstandene Arbeitsethos gehörte zum umfassenderen „bürgerlichen Wertehimmel“, dessen Beachtung „Bürgerlichkeit“ definierte und damit Zugang zur immer dominanter werdenden sozialen Klasse des Bürgertums gewährte.<sup>6</sup> Zugleich prägte es die Erwartungen, mit denen Unternehmer ihre Fabriken, aber auch Handwerksmeister ihre Werkstätten führten, Schulen Kinder und Jugendliche erzogen und Eltern aus allen Schichten ihren Nachwuchs konfrontierten. Das bürgerliche Arbeitsethos konnte in hohem Maße auf religiöse Arbeitsvorstellungen aufbauen, die sich im Zuge der Reformation über soziale Grenzen hinweg verbreitet und selbst in die katholische Arbeitslehre Einzug

---

<sup>5</sup> Noelle-Neumann 13.06.1975.

<sup>6</sup> Vgl. Hettling 2000.

gehalten hatten; es schloss ebenso an stärker handwerklich geprägte Vorstellungen von Arbeitsmoral an, die mit dem Stolz auf praktische Fähigkeiten und den erlernten Beruf die Forderung nach Fleiß, hohem Einsatz, Disziplin, Pünktlichkeit und Sauberkeit am Arbeitsplatz verbanden. Es ließ sich darüber hinaus leicht mit Vorstellungen von „Arbeitsfreude“, „Arbeitseifer“, „Pflichttreue“ und „Ordnungsliebe“ verbinden – charakteristische Wortschöpfungen des späten 18. Jahrhunderts, die im 19. Jahrhundert das Denken über die Arbeit dominierten. Sie kamen in zahlreichen literarischen Werken zum Ausdruck und fanden in scheinbar allgemeingültigen Volksweisheiten hohe Verbreitung. In mancher Hinsicht kann Schillers *Glocke* als künstlerische Umsetzung dieses bürgerlichen Arbeitsethos gelten, besonders deutlich vielleicht im zentralen Vers: „Arbeit ist des Bürgers Zierde / Segen ist der Mühe Preis / Ehrt den König seine Würde / Ehret uns der Hände Fleiß.“<sup>7</sup>

Dennoch übersieht die starke Betonung der Dominanz eines bürgerlichen Arbeitsethos bis ins 20. Jahrhundert hinein, dass seine Gültigkeit sowohl im Denken über die Arbeit als auch in der Praxis der Arbeitswelt von Anfang an auf Skepsis und Gegenbewegungen stieß. Der Hauptgrund dafür lag zunächst darin, dass das Ideal der pflichtbewussten, selbstlos disziplinierten Arbeitsfreude im Wettbewerb mit anderen vom Einzelnen kaum zu erfüllen war und den Arbeitenden immer wieder mit seiner eigenen moralischen Unzulänglichkeit konfrontierte.<sup>8</sup> Hier setzte etwa die romantische Kritik der bürgerlichen Wertvorstellungen ein, die Muße und Kunst als eigentliche Bereiche menschlicher Erfüllung gegen einen als bieder und leer empfundenen Arbeitswahn betonte. Entsprechende Vorstellungen von Arbeit wurden breit rezipiert und beeinflussten noch die Jugendbewegung und andere bürgerliche Reformbestrebungen im späten Kaiserreich und der Weimarer Republik. Zugleich kamen im Zuge der Industrialisierung Zweifel daran auf, ob die Arbeits- und Lebensbedingungen der wachsenden Zahl der Fabrikarbeiter mit bürgerlichen Arbeitswerten vereinbar waren – freudiges, eifriges und befriedigendes Arbeiten schien in der Fabrik unerreichbar. Gerade weil Intellektuelle fast aller politischen und gesellschaftlichen Kräfte dennoch am hohen Arbeitsideal und der Vorstellung von Arbeit als wichtigster und zentraler sinnstiftender Tätigkeit festhielten, entstanden in der Auseinandersetzung mit dem bürgerlichen Arbeitsethos neue Arbeitsideale, die das Ziel der Arbeitsfreude und des Arbeitseifers aus einem bürgerlichen Kontext in radikale Reformvorstellungen überführten und damit bis weit ins 20. Jahrhundert breite Massenzustimmung fanden.<sup>9</sup>

---

<sup>7</sup> Vgl. Conze, Riedel 1972ff., Campbell 1989 und Hettling, Hoffmann 2000. Zitat aus dem „Lied von der Glocke“ nach Schiller 1988, S. 105 ff., hier: S. 113.

<sup>8</sup> Vgl. Hettling, Hoffmann 2000.

<sup>9</sup> Vgl. Campbell 1989.

## *Sozialistisches Arbeiten*

Eine wesentliche Umdeutung des bürgerlichen Arbeitsethos entwickelte die Arbeiterbewegung. Ausgehend von der Kritik an den unmenschlichen und „entfremdeten“ Arbeitsbedingungen der Industriearbeit suchten reformorientierte wie revolutionäre Sozialisten nach neuen Formen des Arbeitens und der gesellschaftlichen Organisation von Arbeit, ohne dabei das hohe Ideal von Arbeit aufzugeben. Wie der junge Marx glaubten auch andere Frühsozialisten, dass Menschen letztlich durch die Herstellung von Produkten zu Menschen würden – erst im Arbeitsprozess und im Ergebnis der Arbeit ließen sich Sinn und Befriedigung finden. Umstritten war dagegen die Frage, wie die Arbeit reformiert oder verändert werden könnte: Forderungen nach einer „inneren Reform“ der Arbeit, also einer radikalen Humanisierung der Arbeitsprozesse und insbesondere der Überwindung der immer ausgeprägteren Arbeitsteilung in der industriellen Fertigung, standen neben Rufen nach einer „äußeren Reform“ der Arbeits- und Lebensbedingungen durch Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkürzungen, vor allem aber radikalen demokratischen Reformen, der Umverteilung von Eigentum und staatliche Maßnahmen zur sozialen Sicherung der Arbeiter.<sup>10</sup>

Da sich innerhalb der Arbeiterbewegung schon früh die Vorstellung durchsetzte, dass in einer sozialistischen Gesellschaft nicht auf industrielle Produktionsverfahren und die technischen Möglichkeiten der Massenproduktion verzichtet werden könne, konzentrierten sich die Bestrebungen sowohl der sozialistischen Parteien als auch der Gewerkschaften im Kaiserreich und in der Weimarer Republik auf die Veränderung der Rahmenbedingungen von Arbeit und die Überwindung des sozialen Elends der Arbeiterschaft. Mit Blick auf die zu erkämpfende sozialistische Gesellschaft wurde zugleich die Entwicklung eines „sozialistischen Arbeitsethos“ notwendig: Auch sozialdemokratische und kommunistische Theoretiker zweifelten in der Regel nicht daran, dass Fließbandarbeit und hochgradig arbeitsteilige Produktionsverfahren in Verbindung mit schwerer körperlicher Tätigkeit in einem lauten wie schmutzigen Umfeld kaum in der Lage waren, Arbeitern tiefe Befriedigung zu bieten oder sie mit „Arbeitsfreude“ und „Arbeitslust“ zu erfüllen. Technische Verbesserungen und Arbeitserleichterungen konnten nur teilweise Abhilfe leisten – wollte man nicht Konsum und Freizeit zum eigentlichen Bereich menschlicher Erfüllung erheben, musste der hohe Wert der Arbeit auf andere Weise begründet werden.

Vor allem in der kommunistischen Bewegung gelang dies durch das Anknüpfen an zuvor kritisierte bürgerlich-kapitalistische Arbeitswerte im Rahmen einer sozialistischen Utopie. Motivation und freudige Leistungsbereitschaft sollten aus der Überzeugung gewonnen wer-

---

<sup>10</sup> Vgl. aus einer Fülle an Literatur Conze, Riedel 1972ff. und Campbell 1989.

den, für den Aufbau einer neuen Gesellschaft Opfer zu bringen, und mit der Hoffnung verbunden sein, gemeinsam mit gleichberechtigten Mitstreitern für eine bessere Zukunft zu arbeiten. Auf diese Weise wurden traditionelle Ideale wie Pflichterfüllung und Leistung erneut zum Garanten für wirtschaftlichen Aufstieg und soziale Anerkennung. Zwar stand die kollektive Leistung vor der individuellen, Leistung und Gerechtigkeit blieben aber eng verbunden. Nach wie vor gaben langfristige Ziele Orientierung, zu deren Realisierung die Akzeptanz und disziplinierte Befolgung gesellschaftlicher Normen unbedingte Voraussetzung war.

So lange die Bedingungen für den Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft nicht gegeben waren, konnte ein „sozialistisches Arbeitsethos“ freilich nur als fernes Zukunftsideal erscheinen. Während die sowjetische Propaganda in den 1920er und 30er Jahren daher auf deutsche sozialistische Schriften zur Arbeit zurückgreifen konnte, um ökonomischen Ziele und den kommunistischen Führungsanspruch durchzusetzen, spielten entsprechende Vorstellungen von Arbeitswerten in Deutschland selbst bis in die Weimarer Republik hinein eine eher untergeordnete Rolle, bevor sie nach 1945 in Ostdeutschland zur Staatsdoktrin erhoben wurden.

### *Arbeit macht frei? „Deutsche Arbeit“ im Nationalsozialismus*

Mit der Errichtung der nationalsozialistischen Diktatur erlangten dagegen 1933 Vorstellungen von Arbeit und Einstellungen zum Berufsleben zentrale Bedeutung, die sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in rechtsradikalen und völkischen Kreisen entwickelt hatten. Auch sie waren in der Auseinandersetzung mit bürgerlichen Arbeitswerten und dem Bemühen um eine Reform der Arbeit angesichts der Industrialisierung entstanden; häufig nahmen sie auf sozialistische Vorstellungen unmittelbar Bezug. An die Stelle eines dem Anspruch nach egalitären kommunistischen Ethos trat jedoch die rassistische Überhöhung des Stereotyps einer spezifisch „deutschen Arbeit“ und das auf Ausgrenzung beruhende Prinzip der NS-Volksgemeinschaft. Obwohl die Nationalsozialisten schon bald nach der Machtübernahme einen stark ritualisierten Arbeitskult etablierten, blieb die NS-Arbeitsideologie jedoch widersprüchlich. Äußerungen führender Nationalsozialisten zu Arbeit und Arbeitswerten verbanden in den 1930er Jahren zum Teil gegensätzliche Elemente.<sup>11</sup>

Die Vorstellung, dass das bürgerliche Arbeitsethos in besonderer Weise deutschen Volkstraditionen entsprang, lässt sich bis auf Wilhelm Heinrich Riehls Schrift *Die deutsche Arbeit* von 1861 zurückverfolgen, die zunächst einer eher spätromantischen nationalen Tradition entstammte. Riehl pries das alte Stadtbürgertum für die Entwicklung eines pflichtbewussten

---

<sup>11</sup> Zum Arbeitskult und Arbeitsverständnis im Nationalsozialismus vgl. vor allem Weyrather 2004; daneben Conze, Riedel 1972ff., Campbell 1989 und Lüdtke 1993.

Arbeitsideals und die Idee der „Arbeitsfreude“; zugleich grenzte er die „deutsche Arbeit“, die als Selbstzweck zum Wohle des ganzen Volks geleistet werde und einem natürlich arischen Drang zum Arbeiten entspränge, scharf vom „jüdisch-kapitalistischen Arbeiten“ ab, das lediglich auf materiellen Profit ausgerichtet und von Geiz wie Ausbeutung geprägt sei. Darüber hinaus forderte Riehl, die durch Industriearbeit entfremdeten Arbeiter durch die Anerkennung ihrer Arbeit als unverzichtbaren Dienst an der Nation in die Gesellschaft zu integrieren und ihre Lebens- und Arbeitsbedingungen zu verbessern, ohne ihre Gleichstellung oder die Auflösung sozialer Hierarchien zu fordern.<sup>12</sup> In der Rezeption durch völkisch-nationalistische Kreise verdichtete sich die Idee der Arbeit als „Dienst an der Nation“ zur kollektiven Anstrengung der „Volksgemeinschaft“; zudem wurde Riehls Antisemitismus radikalisiert und zur Rassenlehre erweitert, die wiederum auf Vorstellungen von Arbeit beruhte. Wie andere Antisemiten vor ihnen, begründeten auch die Nationalsozialisten ihren Rassenhass über ihre Definition von Arbeit: Hitler unterschied selbstloses „arisches“ Arbeiten von „unechtem“ jüdischen Arbeiten, das nicht aus der Notwendigkeit zur Arbeit an sich erfolge, sondern aus purem Egoismus und deshalb als „Raub“ bezeichnet werden müsse; dies erlaubte ihm, Juden in typischer Weise als „Parasiten“ darzustellen und ihre „Entfernung (. . .) aus unserem Lande“ zu fordern:

„Ariertum bedeutet sittliche Auffassung der Arbeit und dadurch (. . .) Sozialismus, Gemeinnutz vor Eigennutz – Judentum bedeutet egoistische Auffassung der Arbeit und dadurch Mammonismus und Materialismus, das konträre Gegenteil des Sozialismus.“<sup>13</sup>

Für deutsche „Volksgenossen“ wurde die Arbeit im Nationalsozialismus in nie zuvor gekannter Weise verherrlicht und in den Mittelpunkt eines Arbeitskults gestellt, der die Arbeit und die Gemeinschaft der Arbeitenden in regelmäßigen Abständen bei Feiern am 1. Mai, auf den Reichsparteitagen in Nürnberg sowie in sogenannten „Thingspielen“, „Werkspielen“ und Betriebsappellen zelebrierte. Aufmärsche und Versammlungen konnten in großem Maßstab oder auf betrieblicher Ebene inszeniert werden; stets wurden Reden und Gedichte vorgetragen, bisweilen kamen szenischen Darstellungen zur Aufführung oder stand die Übertragung einer Führerrede im Mittelpunkt. Zentrale Elemente derartiger Kultfeiern waren die enge Verbindung von Arbeit und religiösen Vorstellungen sowie die Aufladung der Arbeit mit militärischen Begriffen. Einerseits wurde die Arbeit „geheiligt“, als Weg zur Freiheit propagiert und gleichermaßen als Opfer, Gottesdienst und „Gebet für Deutschland“ dargestellt, andererseits wurde die Arbeit in einen kriegerischen Kontext gestellt. Arbeiter sollten wie Soldaten treu ihrem Führer folgen und ohne zu fragen ihren Dienst tun, ihre Tätigkeit als Kampf für das Vaterland begreifen und ihre Werkzeuge wie Waffen behandeln. Störenfriede und Konflikte

<sup>12</sup> Vgl. Riehl 1861. Zur Bedeutung Riehls vgl. Conze, Riedel 1972ff. und Campbell 1989, Kap. 3.

<sup>13</sup> Adolf Hitler: Warum sind wir Antisemiten? (13.8.1920). In: Phleps 1968. Längeres Zitat auf S. 406, übrige Zitate ebd. und 417.

im Umfeld der Arbeit hatten in diesem Arbeitsheer keinen Platz. Entsprechend wurden nach der Zerschlagung der Gewerkschaften im Mai 1933 Arbeiter und Arbeitgeber gemeinsam in der militarisiert benannten „Deutschen Arbeitsfront“ organisiert und von der NS-Propaganda zum Einsatz in „Arbeits-“ bzw. „Erzeugungsschlachten“ aufgefordert. Dazu gehörte die Verherrlichung der „Kraft“ des Arbeiters und seine Darstellung als Herrscher über sein Werkzeug – nationalsozialistisches Arbeiten sollte aus Entfremdung und Arbeitsteilung befreien und den Menschen in Einklang mit der Natur bringen. Folgerichtig präsentierten die Arbeiterdarstellungen der NS-Zeit neben Bauern vor allem Hüttenarbeiter und Bergarbeiter, Bauleute und Arbeitsdienstmänner. Eine ikonische Präsentation von Arbeitern am Fließband wäre mit der NS-Arbeitsideologie unvereinbar gewesen.<sup>14</sup>

Trotz der Propagierung dieser NS-Arbeitsideologie blieben die konkreten Vorstellungen von Arbeit unter führenden Nationalsozialisten nach 1933 umstritten. Zum einen wurden stärker auf „sozialistischen“ Vorstellungen beruhende Forderungen nach einer sozialen Umgestaltung des Arbeitslebens noch nach der im Sommer 1934 erfolgten Entmachtung der SA als Hauptträger solcher Positionen artikuliert. Neben das Ideal eines „deutschen“ oder „nationalen“ Sozialismus und der gemeinsamen und gleichberechtigten Organisation aller „schaffenden Deutschen der Stirn und der Faust“ trat zum anderen jedoch eine stark vom individuellen Leistungsgedanken geprägte Sicht auf Arbeitende wie Unternehmen, die zwar im „Volk“ aufgehen und sich staatlichen Vorgaben bedingungslos unterwerfen, gleichzeitig aber durch Wettbewerb und Anstrengung wirtschaftliche Erfolge und Führungspositionen erlangen sollten.<sup>15</sup> Unabhängig davon standen die nationalsozialistische „Blut und Boden“-Ideologie und technikgläubige, futuristische Visionen von einer neuen, hochproduktiven und rationalisierten Arbeitswelt in direktem Widerspruch zu einander. Während für Reichsbauernführer Walter Darré das Bauertum in besonderer Weise das Ideal der „deutschen Arbeit“ verkörperte, wollte Robert Ley als Leiter der Deutschen Arbeitsfront „den Rhythmus des Blutes mit dem Takt der Maschinen in Einklang bringen“.<sup>16</sup> Schon unmittelbar nach der Machtergreifung hatte sich die Deutsche Arbeitsfront 1933 gezwungen gesehen, vor „Maschinenstürmerei“ zu warnen, mit der lokale NS-Funktionäre schnell Arbeitsplätze schaffen und die Ausbeutung durch Maschinen beenden wollten. Im Zuge der Aufrüstungsprogramme und der Kriegsvorbereitung legten verschiedene NS-Institutionen dagegen ab Mitte der 1930er Jahre gesteigerten Wert auf Rationalisierungsprozesse und technische Optimierung.<sup>17</sup>

---

<sup>14</sup> Vgl. Weyrather 2004.

<sup>15</sup> Vgl. Artikel „Arbeit“ und „Deutsche Arbeitsfront“ in Schmitz-Berning 2007; Zitat ebd., S. 136, nach Organisationsbuch der NSDAP, 7. Aufl. 1943, S. 185.

<sup>16</sup> Rede Leys auf dem Reichsparteitag 1938, zitiert nach Weyrather 2004, S. 31.

<sup>17</sup> Eine detaillierte Übersicht über unterschiedliche nationalsozialistische Positionen zur Arbeit liefert Campbell 1989, Kap. 13 - 14. Vgl. auch Weyrather 2004.

Nicht nur angesichts solcher Widersprüche lässt sich nur schwer abschätzen, welchen Einfluss der NS-Arbeitskult und die ideologische Überhöhung der Arbeit auf die Beschäftigten in ihrer Arbeitspraxis hatten. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts konzentrierte sich ein großer Teil der Debatten um Arbeit und ihren Wert auf Einstellungen von Industriearbeitern. Ungeachtet der Tatsache, dass bis weit ins 20. Jahrhundert hinein die große Mehrheit der Beschäftigten in der Landwirtschaft, in handwerklichen Mittel- und Kleinbetrieben oder Handel und Verwaltung arbeiteten, machte der NS-Arbeitskult hier keine grundsätzliche Ausnahme. Wie aber wirkte die starke Betonung von Kraft, Handwerk und körperlicher Anstrengung auf Beschäftigte in anderen Bereichen? Neben Propagandainszenierungen und Feierstunden blieben zudem wichtige andere Wege der Ausprägung von Arbeitswerten bestehen, so etwa die Erziehung in Familien und Schulen, besonders aber die berufliche Ausbildung. Etwa seit der Jahrhundertwende waren Ausbildung und Lehrzeiten standardisiert und stark ausgeweitet worden; Facharbeiter und Handwerker, aber auch Angestellte und Beamte wurden neben der alltäglichen Praxis am Arbeitsplatz besonders über solche beruflichen Sozialisationszeiten mit Traditionen und Verhaltenserwartungen vertraut gemacht, die sich unmittelbar auf spezifische Tätigkeiten bezogen und trotz strenger NS-Kontrolle nicht grundlegend verändert werden konnten. Skepsis ist daher angebracht: Sahen kaufmännische Angestellte sich wirklich in „Erzeugungsschlachten“ und leiteten daraus ihre Arbeitshaltung und den Wert der Arbeit für ihr Leben ab? Deuteten Büroreinigungskräfte ihr Putzen als „Gebet für Deutschland“?

Andererseits: Die Nationalsozialisten appellierten nicht selten an die „Ehre der Arbeit“, mit der zum einen die Verachtung „arbeitsscheuer Elemente“ (auch „fauler Bonzen“ im Sinne republikanischer Eliten der Weimarer Zeit) angesprochen, zum anderen der gemeinsame „Arbeitskampf“ thematisiert, vor allem aber Pflichterfüllung und Fleiß, „gute (Qualitäts)-Arbeit“ und handwerkliches Geschick berührt wurden. Der NS-Arbeitskult rückte hier eng an ein bürgerliches und handwerkliches Arbeitsethos heran und griff auf traditionellen Berufsstolz und lang etablierte Wertvorstellungen zurück.<sup>18</sup> Mit solchen Vereinnahmungen – oft in Verbindung mit praktischen Verbesserungen der Arbeitsbedingungen und bei Überwindung der Massenarbeitslosigkeit der frühen 30er Jahre – ließen sich durchaus ideologische Vorstellungen von Arbeit transportieren. Die Berichte der Exil-Sozialdemokraten etwa zeichnen entsprechend ein ambivalentes Bild der Akzeptanz des NS-Arbeitskults und der damit verbundenen Werksappelle; positive und negative Urteile halten sich die Wage, Berichte über unbeliebte Betriebsaufmärsche außerhalb der Arbeitszeiten stehen neben Meldungen über Pro-

---

<sup>18</sup> Vgl. zur „Ehre der Arbeit“, aber auch sonst zur Arbeitspraxis im Nationalsozialismus Lüdtko 1993.

pagandaerfolge.<sup>19</sup> Produktionsausweitungen und die Aufrechterhaltung von geregelter Arbeit selbst unter widrigsten Kriegsbedingungen zeigen jedoch zumindest, dass ein sehr großer Teil der Deutschen bis 1945 bereit und motiviert war, unter nationalsozialistischen Vorzeichen bei der Arbeit Leistung zu bringen und diszipliniert wie eifrig zu arbeiten.

### ***b) Arbeiten am Wiederaufbau: Der Wert der Arbeit nach dem Krieg und das Verständnis von Arbeit in Ost und West bis ca. 1960***

Die Erfahrungen der letzten Kriegsjahre und schließlich der Zusammenbruch des Dritten Reiches am Ende des Zweiten Weltkrieges entzogen der nationalsozialistischen Ideologie und der von ihr propagierten „Werte“ jede Glaubwürdigkeit: Inmitten zerstörter Städte, vor dem Hintergrund von Flucht und Vertreibung, und in der Trauer um Millionen von Opfern wurde den Deutschen das Ausmaß der Katastrophe und der Umfang der Verbrechen des NS-Regimes bewusst. Nicht nur die Massen, die dem Führer und der NSDAP gefolgt waren, erlebten das Kriegsende und die deutsche Niederlage als plötzlichen und totalen Zusammenbruch des zuvor propagierten, aber auch des traditionell „deutschen“ Wertesystems. Aus der unmittelbaren Nachkriegsdepression begann zwar die Suche nach Wegen für einen neuen Anfang und nach Werten, auf denen sich ein neues Deutschland aufbauen ließ. Zunächst aber galt es, die notwendigsten Arbeiten zu verrichten und die Existenz zu sichern – Aufräumarbeiten, die Wiederherstellung einer notdürftigen Infrastruktur und vor allem die Versorgung mit Lebensmitteln, Kleidung und Heizmaterial prägten die Arbeit der ersten Nachkriegsjahre, oft genug ein wenig organisiertes „Besorgen“. Der damalige Maurer und spätere Kunsthistoriker Wolfgang Hütt erinnerte sich 1982 an die Haltung zur Arbeit während der ersten Phase des Wiederaufbaus:

„Man tat damals, was getan werden musste, das geschah ohne jedes Empfinden von Heroismus, obwohl es heroisch war, fast nur mit bloßen Händen den Trümmern zu Leibe zu gehen, in zerstörten Fabriken Maschinen aus dem Schutt zu graben und neu in Gang zu setzen, und das alles mit einem Minimum an Nahrung, nicht viel mehr an Hoffnung.“<sup>20</sup>

Eine emotionslose und pragmatische Haltung, geprägt von der Vorstellung „Irgendwie muss der Schutt ja weg“, einte die meisten Deutschen in Ost und West. Gleichzeitig führte die sich abzeichnende Spaltung Deutschlands schon unmittelbar nach dem Kriegsende zur Konfrontation gegensätzlicher Vorstellungen von Arbeit und ihrer gesellschaftlichen Organisation.

---

<sup>19</sup> Vgl. Weyrather 2004; die Berichte selbst finden sich in Exilvorstand der SPD 1980.

<sup>20</sup> Hütt 1982, S. 436. Vgl. auch Badstübner 2007.

In der sowjetischen Besatzungszone und der späteren DDR knüpfte man 1945 unmittelbar an die Vorstellung des sozialistischen Arbeitsethos und an Arbeitswerte an, wie sie sich in der Tradition der deutschen Arbeiterbewegung und der kommunistischen Internationalen entwickelt hatten. Der Wiederaufbau wurde mit dem Ziel des Aufbaus des Sozialismus verbunden; auf dem Weg in die neue Gesellschaft sollten bürgerliche Ideale und kapitalistische Arbeitsformen überwunden werden.<sup>21</sup> Gegenüber der „kapitalistischen Ausbeutung“ propagierte man die Hochschätzung insbesondere von schweißtreibender Hand- wie Maschinenarbeit, die nun in volkseigenen Betrieben und Kollektiven ein neues Deutschland schaffen sollte. Dem entsprach, dass die „Produktion“ bzw. die „Produktionsverhältnisse“ jetzt als Grundlage der gesellschaftlichen Verhältnisse verstanden wurden und ideologisch noch stärker in den Mittelpunkt der Bemühungen staatlicher Instanzen rückten, als dies zuvor schon im Rahmen des NS-Arbeitskults geschehen war. Der neuen kommunistischen Führung war bewusst, dass sie besonders nach den Jahren des Faschismus nicht ohne weiteres auf die begeisterte Mitarbeit der Arbeitenden zählen konnte; sie sollten vielmehr dazu erzogen werden, mit Klassenbewusstsein zum Aufbau des Sozialismus beizutragen. In Zentrum solcher Erziehungsziele stand – ungeachtet der Stilisierung zum „Arbeiter- und Bauernstaat“ – einmal mehr die Industriearbeit. Bewusst wurde die neue Idealisierung der Arbeit an die Industrialisierungsdoktrin der sowjetischen Besatzungsmacht angelehnt. Immer neue Kampagnen vermittelten die Erwartungen des neuen Staats an seine Bürger und ihre Einstellungen zur Arbeit – besonders deutlich formuliert in einigen der von Walter Ullbricht 1958 auf dem 5. SED-Parteitag veröffentlichten 10 Geboten des Sozialismus:

„3. Du sollst helfen, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen zu beseitigen. 4. Du sollst gute Taten für den Sozialismus vollbringen, denn der Sozialismus führt zu einem besseren Leben für alle Werktätigen. 5. Du sollst beim Aufbau des Sozialismus im Geiste der gegenseitigen Hilfe und der kameradschaftlichen Zusammenarbeit handeln, das Kollektiv achten und seine Kritik beherzigen. 6. Du sollst das Volkseigentum schützen und mehren. 7. Du sollst stets nach Verbesserung Deiner Leistungen streben, sparsam sein und die sozialistische Arbeitsdisziplin festigen.“<sup>22</sup>

Leistungs- und Disziplingebot des klassischen bürgerlichen Arbeitsethos erschienen hier in sozialistischer Umwandlung. Gezielt knüpfte der SED-Staat an den christlichen Moralkatalog als jenseits aller politischer Grenzen akzeptierten Standard sittlicher Orientierung an und versuchte ihn sozialistisch zu vereinnahmen; dabei griff man auch auf traditionelle Kategorien zurück, die von sozialistischen Theoretikern zuvor nicht selten kritisiert worden waren, etwa wenn im 9. Gebot an gleicher Stelle Sauberkeit, Anstand und Familienliebe in den engen Kreis der sozialistischen Ideale aufgenommen wurden.

<sup>21</sup> Vgl. hier und zum Folgenden Kohli 1994, Lüdtko 1994, Hübner 1994, Hübner 2005 und Bauerkämper 2005.

<sup>22</sup> Zitiert nach SED 1958.

Die Notwendigkeit zu ideologischen „Erziehungsmaßnahmen“ hatte sich schon in den 40er Jahren auf praktischer Seite gezeigt. In der sowjetischen Besatzungszone häuften sich offizielle Klagen über die Arbeitseinstellung der Werktätigen: Absentismus und Arbeitszurückhaltung, passiver Widerstand gegen Normerhöhungen und insbesondere die mangelnde Qualität der erzeugten Produkte erregten die Besorgnis führender Stellen auf sowjetischer wie deutscher Seite. Offensichtlich konzentrierte sich die Mehrzahl der Beschäftigten auf das eigene Durchkommen und war angesichts von Hunger, Kälte und Krankheiten kaum zu besonderer Leistung für die neue sozialistische Gesellschaft zu bewegen. Ab 1948 versuchte die SED-Führung, diesen Problemen mit großangelegten Qualitäts- und Auszeichnungskampagnen zu begegnen. Das Vorbild des Zwickauer Steinkohlenhauers Adolf Hennecke, der im Oktober 1948 für eine Normerfüllung von 387 Prozent geehrt wurde, gab den Anstoß für die „Hennecke-Bewegung“ genannte Initiative, die von ihren „Aktivisten“ vollen Einsatz und die Verpflichtung zur Übererfüllung der Arbeitsnorm forderte. In den frühen 50er Jahren wurde zudem ein eher bürokratisches Auszeichnungswesen etabliert, das Qualitäts- und Produktivitätssteigerungen durch Ehrentitel wie „Held der Arbeit“, „Verdienter Aktivist“ und finanzielle Gratifikationen für „ausgezeichnete Leistungen im Wettbewerb“ vorsah.<sup>23</sup> Die anfängliche Zurückhaltung beim Anknüpfen an vorsozialistische Wertvorstellungen, deren Durchsetzung „früher“ auf der Angst vor Entlassung beruht hatte, wich dabei zunehmend dem direkten Anspruch, alte, also kapitalistische Standards in den Betrieben wiederherzustellen. Entsprechend appellierten DDR-Offizielle zunehmend an Werte wie die „Berufsehre“, die „Achtung vor der Arbeit anderer“ sowie die betont national gehaltene Vorstellung von „deutscher Qualitäts- und Wertarbeit“. Ironischerweise ging der Impuls zur Betonung deutscher Wertarbeit ausgerechnet auf eine Rede des sowjetischen Ministerpräsidenten Mikojan auf dem 4. Parteitag der SED von 1954 zurück.<sup>24</sup>

Obwohl es in den 50er Jahren tatsächlich gelang, den Produktionsausstoß in der DDR erheblich zu steigern, zeigte schon die Protestbewegung vom 17. Juni 1953, dass die Wirkung solcher Kampagnen begrenzt blieb, insbesondere wenn es darum ging, über die Wertschätzung von Arbeit die Zustimmung zum Regime zu verankern. Auch jenseits dieser Protestwelle nahmen DDR-Arbeitnehmer sehr genau wahr, dass die Methoden zur Produktionssteigerung – etwa die Einführung des Leistungslohns 1949/50 – sich kaum von „kapitalistischen“ Arbeitsanreizen wie Stück- und Akkordlohn unterschieden; sie reagierten teilweise mit dem Rückgriff auf Solidaritätsstrategien der frühen Gewerkschaftsbewegung aus dem 19. Jahrhundert, um angesichts fehlender Streikmöglichkeiten Anforderungen und Druck „von oben“ abzuwehren. Zahlreiche Kollektive und Brigaden entwickelten eine auf unmittelbarer Kollegi-

---

<sup>23</sup> Vgl. bes. Lüdtkke 1994.

<sup>24</sup> Vgl. bes. Hübner 1994.

alität beruhende Identität, die im Alltag des Arbeitslebens dadurch gestärkt wurde, dass Betriebe im zunehmenden Maße für die Vergabe staatlicher Leistungen verantwortlich waren. Unter diesen Voraussetzungen konnten DDR-Arbeitnehmer auf betrieblicher Ebene erhebliche Spielräume zur Gestaltung ihrer Arbeitswelt und zur Abwehr von als ungerecht betrachteten Forderungen nutzen, solange die Belegschaften Gemeinsamkeiten und Zusammenhalt pflegten. In gewisser Weise entwickelte sich so eine Einstellung zur Arbeit, die tatsächlich Leistungsbereitschaft und Pflichtverständnis, aber auch Erwartungen an Arbeitsbedingungen an die Brigade oder das Kollektiv band, ohne freilich in einem übergreifenden „sozialistischen Arbeitsethos“ zu münden.<sup>25</sup>

### *Vom Wert der Frauenarbeit: Frauen und Erwerbsarbeit in der frühen DDR*

Hohe Kriegsofferzahlen und die kontinuierliche Abwanderung qualifizierter Arbeitskräfte führten in der DDR-Wirtschaft wesentlich früher als in Westdeutschland zu einem erheblichen Arbeitskräftemangel und insbesondere zum Fehlen gut ausgebildeter Fachkräfte in allen Wirtschaftsbereichen. Die DDR-Führung reagierte darauf mit einer starken Förderung von Bildungs- und Qualifizierungsmaßnahmen, in die Frauen von Anfang an in vollem Umfang einbezogen wurden. Frauenerwerbsarbeit wurde in der DDR schnell zur offiziell erwünschten Normalität und trug entscheidend zur außerordentlich hohen Beschäftigungsquote in Ostdeutschland bei.<sup>26</sup>

Die SED knüpfte bereits in den 40er Jahren an die alten Forderungen der sozialistischen Frauenbewegung an, die seit dem späten 19. Jahrhundert die völlige Gleichberechtigung von Frauen in allen gesellschaftlichen Bereichen forderte. Gemeinsam mit der moderateren bürgerlichen Frauenbewegung hatte sie zunächst die rechtliche Gleichstellung von Frauen in der Weimarer Verfassung erkämpft und sich nach und nach – trotz zum Teil erheblichen Widerstands auch nach 1918 – die formale Zugangsberechtigung zu immer mehr Berufsfeldern, Ausbildungs- und Studiengängen erstritten. Die NS-Machtübernahme schien ab 1933 dem Bestreben nach mehr und besseren Beschäftigungsmöglichkeiten für Frauen zunächst enge Grenzen zu setzen, da die NS-Ideologie mit ihrem Mutterkult und der klaren Absage an die Erwerbsarbeit von verheirateten Frauen sowie der Übernahme von Führungspositionen durch Frauen einen völligen Bruch mit den früheren Idealen der Frauenbewegung forderte.<sup>27</sup> De facto boten sich jedoch für nicht rassistisch oder politisch verfolgte Frauen selbst unter den Nationalsozialisten Beschäftigungs- und Aufstiegschancen, die sich schon im Zuge der Kriegsvorbereitungen, vor allem aber durch den massenhaften Einsatz von Frauen auf Posi-

---

<sup>25</sup> Vgl. Hübner 1994 und Hübner 2004.

<sup>26</sup> Vgl. Bauerkämper 2005, S. 12f.

<sup>27</sup> Vgl. Walcoff 2007 sowie die übrigen Beiträge in Steinbacher 2007.

tionen von eingezogenen Männern und der Verpflichtung von jungen Frauen zum Reichsarbeitsdienst nach Kriegsbeginn bis 1945 erheblich erweiterten. Die Ausweitung der Frauenerwerbsarbeit, die sich in der sowjetischen Besatzungszone und in der DDR nach Kriegsende nahtlos fortsetzte, hatte so in gewisser Weise bereits eine jahrzehntelange Tradition; neu war dagegen die vorbehaltlose Unterstützung und Propagierung von weiblicher Erwerbsarbeit, die mit dem Aufbau eines sozialistischen Staates massiv einsetzte. Frauenarbeit wurde in der DDR erstmals auch von offizieller Seite klar als gleichberechtigt und gleichwertig anerkannt.

Wie sehr weltanschauliche Überzeugungen und ökonomische Notwendigkeiten bei dieser Politik der Frauenförderung ineinandergriffen, zeigen Erfahrungsberichte von ostdeutschen Frauen, die den Übergang von der Berufstätigkeit im nationalsozialistischen Arbeitsdienst zum Arbeiten am Aufbau des Sozialismus weitgehend als bruchlose Normalität begriffen.<sup>28</sup> Erwerbsarbeit wurde von ihnen vielfach als zunächst selbstverständliche Pflicht und als individuell positive Entwicklung zur Unabhängigkeit und Selbständigkeit wahrgenommen, nicht jedoch als Ergebnis eines Systemwechsels. Einen grundlegenden Wertewandel im Bezug auf weibliche Arbeit erkannten sie eher im Kontrast zu ihren Müttern und Großmüttern, also im generationellen Vergleich zum Kaiserreich und zur Weimarer Republik. Dazu trug insbesondere die Beibehaltung eines traditionellen Verständnisses der Geschlechterrollen im häuslichen Bereich bei. Hausarbeit und in geringerem Umfang Erziehungsaufgaben blieben in der frühen DDR weibliche Aufgaben.

Im Zuge der Fortschreibung von zum Teil schon in den 30er Jahren geschaffenen Sonderregelungen zur Entlastung von Frauen in der Doppelrolle als Erwerbstätige und Hausfrauen wurde dieses Rollenverständnis unmittelbar nach Kriegsende vom SED-Regime sogar offiziell sanktioniert.<sup>29</sup> So sorgte die SED gegen den Widerstand der Sowjets für die Verankerung des schon 1939 eingeführten „Hausarbeitstags“ in der sowjetischen Besatzungszone, der erwerbstätigen Frauen unter bestimmten Voraussetzungen einen unbezahlten freien Arbeitstag im Monat für die große Wäsche oder den Fensterputz gewährte. Nach Gründung der DDR versuchte die Parteiführung angesichts der hohen Kosten dieser Maßnahme und des gestiegenen Arbeitskräftebedarfs zwar, diesen Anspruch aufzuheben; derartige Vorstöße stießen aber auf Widerstand unter den Frauen in und außerhalb der Partei, die den Hausarbeitstag mit Eingaben und Protesten entschieden verteidigten. Immerhin gelang es, die Maßnahme auf verheiratete Frauen mit abhängigen Familienangehörigen zu beschränken; gerade darin bestand aber das Eingeständnis, dass auch nach SED-Vorstellungen selbstverständlich Frauen die Hausarbeit zu erledigen hatten. Wieweit Frauen, die für den Hausar-

---

<sup>28</sup> Vgl. Tobin, Gibson 1995.

<sup>29</sup> Vgl. Sachse 2000 und Sachse 2002.

beitstag kämpften, diese Einstellung teilten oder lediglich angesichts der Realität in den Familien auf gegebene staatliche Entlastungen für Frauen in der Doppelrolle pochten, kann nur vermutet werden. Ungeachtet der Aufwertung und starken Ausdehnung von weiblicher Erwerbsarbeit zeigte sich hier aber ein starkes Moment der Kontinuität traditioneller Vorstellungen von Frauenarbeit und weiblichen Aufgaben in der Gesellschaft.

#### *Westdeutschland: Orientierung am bürgerlichen Arbeitsethos*

Während die Debatten um den Hausarbeitstag in der DDR ein komplexes Verhältnis zwischen der Aufwertung von Frauenarbeit und traditionellen Vorstellungen von geschlechtsspezifischer Aufgaben- und Arbeitsteilung verdeutlichen, wird an den westdeutschen Diskussionen um den zusätzlichen freien Tag für Frauen die grundsätzlich andere Haltung zur Arbeit im Westen erkennbar.<sup>30</sup> Zwar wurde der Hausarbeitstag bis 1948 in immerhin vier westlichen Bundesländern erneut gesetzlich verankert; in den übrigen Bundesländern galten prinzipiell die Bestimmungen der Kriegszeit weiter. In der Arbeitspraxis spielte der Hausarbeitstag in der Bundesrepublik jedoch nur eine kleine Rolle, da die jeweiligen Regelungen zu umfangreichen Rechtsstreitigkeiten um ihre Auslegung und den Umfang der Ansprüche führten. Während sich Arbeitgeber aus Kostengründen grundsätzlich gegen den Hausarbeitstag aussprachen, verfügten anspruchsberechtigte Frauen nur über geringe Möglichkeiten, den Hausarbeitstag an ihren Arbeitsplätzen durchzusetzen, wenn er ihnen verweigert wurde. Stattdessen standen gerade verheiratete Frauen im Westen massiv unter Druck, zugunsten von arbeitslosen Männern wieder aus Berufen und Positionen auszuschneiden, in die sie während des Kriegs und in der unmittelbaren Nachkriegszeit gelangt waren.

Am Beispiel der Frauenarbeit wird deutlich, wie sehr das Anknüpfen an traditionelle Wertvorstellungen und an das alte bürgerliche Arbeitsethos die westlichen Besatzungszonen und besonders die frühe Bundesrepublik prägten.<sup>31</sup> Im Gegensatz zur DDR dominierten klassische Geschlechterbilder; angesichts von hohen Arbeitslosenzahlen und erheblichen Schwierigkeiten bei der Eingliederung von Kriegsheimkehrern und Vertriebenen gab es große Vorbehalte gegen berufstätige Frauen, die Männern die Arbeitsplätze „wegnahmen“ und nur für „Luxus“ arbeiteten. Nicht nur konservative Kreise und Kirchen operierten mit traditionellen Familien- und Rollenvorstellungen; auch die Gewerkschaften forderten Löhne, die es Männern erlauben sollten, eine Familie allein zu ernähren, und wollten gerade Frauen aus unteren Schichten ermöglichen, auf Erwerbsarbeit zu verzichten, um sich auf die Hausfrauen- und Mutterrolle konzentrieren zu können.<sup>32</sup> Die Wirkung solcher Haltungen zur Frauenarbeit

---

<sup>30</sup> Vgl. Ruhl 1993, Ruhl 1994 und Sachse 2002.

<sup>31</sup> Vgl. Ruhl 1994, Rölli-Alkemper 2000 und Sachse 2002.

<sup>32</sup> Vgl. zur Haltung der Gewerkschaften Frese 1995.

war zunächst zwar begrenzt; trotz aller Forderungen nach einem Rückzug konnten Frauen ihre Position im Erwerbsleben der Bundesrepublik weitgehend behaupten und dabei in der pluralistischen Öffentlichkeit auch auf emanzipatorische Stimmen zählen. Die Frauenerwerbsquote stieg in den 50er Jahren, wenn auch moderat – erst gegen Ende des Jahrzehnts blieb die bis dahin den Zahlen aus der DDR durchaus vergleichbare Quote im Westen deutlich hinter dem ostdeutschen Anstieg zurück.<sup>33</sup> Insgesamt dominierte jedoch der Versuch, im Westen durch den Rückgriff auf scheinbar unhinterfragbare Normalitätsvorstellungen Orientierung nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches zu finden.

Obwohl in der Nachkriegszeit im Westdeutschland mit großer Intensität über die Ausgestaltung der zukünftigen Wirtschaftsordnung debattiert wurde, galt dies letztlich auch für die übrigen Vorstellungen von Arbeit und die mit ihr verbundenen Werte. Entnazifizierung und Entmilitarisierung führten nicht zu tiefen Einschnitten in Besitzverhältnisse oder Wirtschaftsstrukturen, und die entstehende Bonner Demokratie konnte und wollte kein vergleichbares Arbeitsideal entwickeln, wie es die ostdeutsche Arbeitspropaganda lautstark vorgab. Die Beseitigung der Kriegsschäden, der Wiederaufbau und die Überwindung der überall drängenden Not lagen in den 40er Jahren als kollektives Ziel auf der Hand; eine „skeptische Generation“ versuchte sich von der ideologischen Demagogie der NS-Diktatur durch Nüchternheit und Sachlichkeit abzuheben.<sup>34</sup> Angesichts der täglichen Sorgen um materielle Daseinsgrundlagen zog man sich ins Private und auf die familiäre Solidarität zurück; materielle Werte, die durch Fleiß und Arbeitseifer zu schaffen waren, dominierten die Einstellung zur Arbeit, die sich wieder deutlich am traditionellen Pflichtethos orientierte. „Keine Experimente“ war nicht nur die Losung des neugewählten Kanzlers, sondern kennzeichnete auch die Haltung von Arbeitgebern und Gewerkschaften, die im Sinne des als Provisorium gedachten Weststaats auf offene Konfrontationen verzichteten.<sup>35</sup>

Erst als sich die wirtschaftliche Erfolgsgeschichte der jungen Bundesrepublik ab Mitte der 50er Jahre abzeichnete, entwickelte sich im Westen eine neue identitätsstiftende kollektive Vorstellung von Arbeit. Mit dem Begriff des „Wirtschaftswunders“ verband sich ganz im Sinne der alten bürgerlichen Arbeitswerte umfassender Stolz auf das Geleistete und Ansporn zu immer weiteren Leistungssteigerungen. Während steigender Konsum dabei den privaten Lohn von Fleiß und Arbeitseinsatz signalisierte, ging mit den hohen Exportraten das Bewusstsein einher, dass es mit anfänglich bescheidenen Mitteln gelungen war, an die Tradition „deutscher Qualitäts- und Wertarbeit“ anzuknüpfen und sich im internationalen Wettbewerb zu behaupten. Zugleich stand in der öffentlichen Wahrnehmung deutlich die Vorstellung

---

<sup>33</sup> Vgl. von Oertzen 1999, S. 18 und Sachse 2002, S. 292ff.

<sup>34</sup> Vgl. zum Begriff der „skeptischen Generation“ Schelsky 1957.

<sup>35</sup> Vgl. Schildt 2007.

der Pflichterfüllung im Vordergrund, wenn von Arbeit und Arbeitshaltungen die Rede war. Obwohl fachliches Können durch die zunehmende Höherqualifizierung weiter Teile der Beschäftigten einen immer wichtigeren Stellenwert erhalten hatte, tauchte in den 50er Jahren das Motiv der zunehmend „stressigeren“ und wenig erfüllenden Arbeit jenseits der alten Entfremdungsklage über industrielle Arbeitsformen an prominenter Stelle auf. Bundespräsident Theodor Heuss unterstützte mit direktem Hinweis auf derartige Entwicklungen in der Arbeitswelt 1954 die auf dem DGB-Bundeskongress erhobene Forderung nach der 40-Stunden und 5-Tage-Arbeitswoche. Im Zusammenhang mit der populären „Samstags gehört Vati mir“-Kampagne der Gewerkschaften wurde in der Bundesrepublik eher der sinnstiftende Aspekt der Freizeit denn der der Arbeit diskutiert; gerade die Arbeitszeitverkürzung sollte aus gewerkschaftlicher Sicht neben Erholungszeiten und der Verbesserung des Familienlebens zur „schöpferischen Betätigung“ und zur kreativen Erfüllung genutzt werden. Die Vorstellung von sinnstiftender Arbeit zeigte sich in den Debatten vor allem in der Befürchtung, ein Mehr an Freizeit würde in erster Linie zu sinnlosen Zeitverschwendung genutzt werden – der DGB konterte solchen Vorwürfen gegen seine Ziele 1958/59 mit einer Ausstellung „Freizeit – Meine Zeit“, die sich mit Themen wie Familienleben, Hobbys und Basteln als Ausgleich zum belastenden Beruf beschäftigte.<sup>36</sup>

### ***c) Eine neue Art zu leben und zu arbeiten? Der „Wertewandel“ in der Bundesrepublik und seine umstrittene Rezeption, ca. 1960 – 1989***

Die „langen 60er Jahre“ (Anselm Doering-Manteuffel), gemeint ist der Zeitraum vom letzten Drittel der 50er bis zum ersten Drittel der 70er Jahre, waren in der Bundesrepublik durch umfassende soziale Wandlungsprozesse gekennzeichnet, deren Verlauf im Einzelnen hier nicht darzustellen ist. In Stichworten gefasst erlebten die Westdeutschen den Übergang von der durch Mangel geprägten Nachkriegsgesellschaft in eine Zeit nie gekannter Prosperität und des Massenwohlstands; zugleich wurde der Sozialstaat in großen Schritten ausgebaut. Mit dem neuen Medium Fernsehen und der allgegenwärtigen Verfügbarkeit anderer Massenmedien, auch mit der Verbreitung des Telefons, ging eine „Medienrevolution“ einher, die das Wahrnehmungs- und Kommunikationsverhalten nachhaltig veränderte. Gleichzeitig führte eine „Bildungsrevolution“ zur deutlichen Verlängerung der Schul- und Ausbildungszeiten und ermöglichte einer immer größeren Zahl junger Männer und Frauen aus allen Schichten Zugang zu höheren Bildungsabschlüssen. Begleitet wurden diese Prozesse von heftig geführten politischen Auseinandersetzungen, in denen sich nicht zuletzt Generationskonflikte

---

<sup>36</sup> Vgl. Frese 1995.

und kulturelle Verschiebungen ausdrückten – die Studentenrevolte und Kultur der „68er“ entwickelten sich zum Symbol des Wandels in den 60er Jahren insgesamt.<sup>37</sup>

### *Werteverfall oder Wertewandel? Die sozialwissenschaftliche Forschung*

Die im gleichen Zeitraum stattfindende starke Ausweitung demoskopischer Befragungen und die verfeinerten Methoden zur Erstellung repräsentativer Ergebnisse – in gewisser Hinsicht selbst ein Resultat der skizzierten Veränderungen – ermöglichte ab Mitte der 70er Jahre die Dokumentation einer weiteren, „stillen Revolution“ (Ronald Inglehart), die mit dem sozialen Wandel der langen 60er Jahre einhergegangen war und die Sozialwissenschaftler zunächst verblüffte. Innerhalb kürzester Zeit hatte sich in Befragungen zu persönlichen Einstellungen in Hinblick auf Politik, Arbeit, Familie, Erziehung und Sexualität ein grundlegender Wandel ergeben, der zum einen eine gewachsene Kluft zwischen Älteren und Jüngeren, zum anderen aber auch eine Verschiebung von Werten und Ansichten in breiten Bevölkerungsteilen signalisierte. Dramatisch waren etwa die Veränderungen im Bereich der Sexualität und Familie. So hatte noch 1967 eine große Mehrheit befragter junger Frauen das Zusammenleben mit einem Mann ohne verheiratet zu sein als unmoralisch und falsch zurückgewiesen. Schon Mitte der 70er Jahre hielten 76 % dies dagegen für ganz in Ordnung.<sup>38</sup> Im Bereich der Arbeit warnte das konservative Allensbacher Institut, dass Haltungen, die zuvor nur schlecht gebildete bzw. ungebildete Arbeiter gekennzeichnet hatten, dramatisch an Boden gewinnen und gerade in der Jugend plötzlich schichtübergreifend verankert waren: An die Stelle des bürgerlichen Arbeitsethos trete ein distanzierteres Verhältnis zur Arbeit, die Leistungsbereitschaft im Beruf habe deutlich nachgelassen und der Respekt vor Eigentum und traditionellen Erziehungszielen wie Fleiß, Anpassung an die Gesellschaft und Ordnungsliebe schwinde.<sup>39</sup>

Andere Sozialwissenschaftler bestätigten eine Verschiebung der Werthaltungen, kamen aber zu anderen Einschätzungen des Prozesses. Für einen der weltweit führenden Wertewandelsforscher, Ronald Inglehart, war der tiefgreifende Wandel letztlich eine durchaus positive, im Sinne einer evolutionären Modernisierung zu betrachtende Entwicklung, die er auf den gestiegenen Wohlstand und die damit sinkende Bedeutung von Existenzangst und materielle Sorgen um Arbeitsplätze oder Grundversorgungsgüter zurückführte.<sup>40</sup> Zwei Hypothesen erklärten aus seiner Sicht die besondere Entwicklung um 1970: Zum einen habe die Überwin-

---

<sup>37</sup> Vgl. Schildt 2007, S. 30-53.

<sup>38</sup> Vgl. Noelle-Neumann, Petersen 2001.

<sup>39</sup> Vgl. Noelle-Neumann 1979, bes. S. 59 ff.: „Der Verfall der Arbeitsfreude, seit Mitte der 60er Jahre beobachtet, setzt sich fort. Zwei Indikatoren deuten darauf hin. Die Frage: ‚Glauben Sie, es wäre am schönsten zu leben, ohne arbeiten zu müssen?‘ wurde 1962 von 18 Prozent der Arbeiter und Arbeiterinnen, 1975 von 27 Prozent und 1976 von 31 Prozent bejaht. Die Frage: ‚Welche Stunden sind Ihnen allgemein am liebsten: die Stunden während der Arbeit oder die Stunden, während sie nicht arbeiten, oder mögen sie beide gern?‘ wird von nahezu keinem beantwortet mit: ‚Am liebsten die Stunden während der Arbeit.‘ – ‚Mag beide gern‘ ist der Indikator, der Freude an der Arbeit anzeigt. 1962 war das das Lebensgefühl von 51 Prozent, 1975 von 48 Prozent und 1976 von 36 Prozent. Zugleich stieg die Vorliebe für die Freizeit von 36 Prozent 1962 auf 54 Prozent 1976.“

<sup>40</sup> Vgl. Inglehart 1998, mit einer Betrachtung zur Entwicklung seiner Theorie seit den 1970er Jahren.

derung des wirtschaftlichen Mangels (daher *Mangelhypothese*) zu „postmaterialistischen Werten“ geführt, die sich in Zielen wie Mitspracherechten in Politik und Arbeit, Schutz der freien Meinungsäußerung oder dem Streben nach einer humaneren Gesellschaft, in der Ideen mehr zählen als Geld, niederschlugen. Zum anderen vollziehe sich der Übergang zu individualistischen und freieren Werten sprunghaft, da Werthaltungen vor allem in der Jugend und während der Sozialisationsphase (*Sozialisationshypothese*) verankert und danach kaum mehr verändert würden – entsprechend erfolge der Wertewandel durch Generationswechsel wie den um 1970 herum, als erstmals eine Generation ins Erwerbsleben und verantwortliche Positionen aufrückte, die schichtübergreifend durch Wohlstand, hohen Konsum und große soziale Sicherheit geprägt worden sei. Seit Mitte der 60er Jahre habe sich die Zahl der „Postmaterialisten“ in der Bundesrepublik deutlich erhöht, während die Zahl der „Materialisten“ kontinuierlich abnehme.

Auch der Speyrer Soziologe Helmut Klages erkannte einen fundamentalen „Wertewandelschub“ zwischen etwa 1965 und 1974, den er als eine Verlagerung zwischen zwei gegensätzlichen Wertesets beschrieb: Im Zuge des Wandels sei es zu einer erheblichen Abwertung von traditionellen „Pflicht- und Akzeptanzwerten“ (dazu gehören Disziplin, Gehorsam, Leistung, Ordnung, Pflichterfüllung, Treue, Bescheidenheit, Selbstbeherrschung, Pünktlichkeit, Anpassungsbereitschaft, Fügsamkeit und Enthaltbarkeit) und zu einer starken Aufwertung von „Selbstentfaltungswerten“ (diese umfassen Emanzipation von Autoritäten, Gleichbehandlung, Gleichheit, Demokratie, Partizipation, individuelle Autonomie, Genuss, Abenteuer, Spannung, Abwechslung, Ausleben emotionaler Bedürfnisse, Kreativität, Spontaneität, Selbstverwirklichung, Ungebundenheit und Eigenständigkeit) gekommen.<sup>41</sup> Klages bestritt aber wie Inglehart die These vom „Werteverfall“, da die Pflicht- und Akzeptanzwerte nicht etwa vollständig abgewertet worden, sondern in eine neue Form der „Wertsynthese“ übergegangen seien. Nach dem beschleunigten Wertewandel um 1970 herum habe sich Mitte der 70er Jahre eine Stabilisierung ergeben, in der die beiden

„Werte-Gruppen nicht mehr als unvereinbare Gegensätze in Erscheinung [treten], sondern als das, was sie in Wirklichkeit sind, als einander sinnvoll ergänzende Steuerungs- und Orientierungskräfte des menschlichen Handelns nämlich. Es kommt im Zustand der Wertsynthese zu einer zwanglosen Verknüpfung zwischen diesen beiden aufeinander angelegten – oder: ‚funktional komplementären‘ – Kräften.“<sup>42</sup>

Für Klages war der eigentliche Wertewandel etwa 1975 abgeschlossen; danach hätten zwar noch Verschiebungen stattgefunden, die sich aber eher als Verlagerungen zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen beschreiben ließen. Dazu teilte Klages die Gesellschaft in fünf „Werttypen“ ein, die im Zuge des Wandlungsprozesses durch vielschichtige

---

<sup>41</sup> Vgl. Klages 1984, S. 17ff.

<sup>42</sup> Vgl. ebd., S. 165

Prozesse von „Wertverlust“, „Wertsubstitution“ und „Wertgewinn“ entstanden seien und unterschiedliche Standorte in Bezug auf die beiden großen Wertegruppen einnehmen.<sup>43</sup>

Während Klages differenzierendes Model sich für die weitere Erforschung von Werteinstellungen als außerordentlich produktiv erwies, herrscht in der Sozialwissenschaft bis heute weder über das Ende oder die Verlangsamung des Wertewandels um 1975 noch über die Bedeutung der Veränderung einzelner Parameter Einigkeit. Mit Blick auf den Wert der Arbeit wird besonders über den Verfall der Leistungsbereitschaft intensiv gestritten. So beschäftigten sich eine Vielzahl von Studien seit den 70er Jahren allein mit den konkreten Folgen der veränderten Antworten auf die Frage, ob man das Leben eher als Genuss oder als Aufgabe betrachte, für die man alle Kräfte einsetzen müsse und in deren Rahmen man Leistung bringen wolle, auch wenn dies schwer und mühsam sei.<sup>44</sup> Die auf den ersten Blick recht eindeutigen Ergebnisse – 1964 sahen noch rund 60 Prozent das Leben als Aufgabe, Mitte der 70er Jahre war der Wert schlagartig unter 50 Prozent gefallen, um im Laufe der 80er Jahre in moderatem Tempo noch einmal auf knapp über 40 Prozent zu sinken – lassen sich sehr unterschiedlich bewerten, je nachdem welche Bedeutung man einem traditionellen Pflichtethos für das Funktionieren der Gesellschaft beimisst.

Grundsätzlich unbestritten ist die empirische Grundlage der These vom „Werteverfall“ auch für die Werte in der Arbeitswelt: Seit etwa 1970 stiegen in Befragungen die gemessenen Werte von Arbeitsunzufriedenheit; immer mehr Menschen gaben an, die Freizeit der Arbeit vorzuziehen; „Pflichterfüllung“ und „fleißig sein“ verloren gegenüber Zielen wie „Selbstverwirklichung“ und „Unabhängigkeit“ an Raum; die Leistungsbereitschaft verlagerte sich vom Beruf auf andere Bereiche, etwa Familie, Bildung, soziales Engagement und Sport; schließlich war in den frühen 70er Jahren die Zustimmung zu einer instrumentellen Arbeitseinstellung (Arbeit wird geschätzt, weil sie finanziell unabhängig macht, Sicherheit gibt, soziale Kontakte gewährleistet und die Voraussetzung für die Befriedigung von Bedürfnissen in der Freizeit schafft) gegenüber einer intrinsischen Einstellung (Arbeit wird um ihrer selbst willen und als Quelle der Selbstverwirklichung geschätzt) sprunghaft gewachsen.<sup>45</sup>

Dennoch wendet die Mehrheit der Sozialwissenschaftler sich heute gegen die These vom „Werteverfall“. Der Standpunkt, den einzelne Soziologen in der wissenschaftlichen Debatte

---

<sup>43</sup> Vgl. die zusammenfassende Darstellung in Klages 1998, S. 706f. Im Einzelnen unterscheidet Klages 1.) *Konventionalisten*, die am ehesten traditionelle Werte verteidigen und den Wertewandel ablehnen, 2.) *perspektivlos Resignierte*, die durch die Anforderungen der modernen Welt überfordert sind, in soziale Nischen fliehen und eine lustlose wie negative Lebenseinstellung aufweisen, 3.) *aktive Realisten*, die pragmatisch und erfolgsorientiert eine ausgewogene Balance zwischen den beiden Wertegruppen gefunden haben, 4.) *hedonistische Materialisten*, die sich an die Mehrheit anpassen, dabei lustorientiert und chancen gierig, aber auch unverbindlich und selbstbezogen leben, und schließlich 5.) *nonkonforme Idealisten*, die sich als betonte Modernisierungsbejaher ganz auf die Seite der Selbstentfaltungswerte schlagen, mit hohen Idealen, aber auch einer Tendenz zum enttäuschten Rückzug bei Rückschlägen auftreten.

<sup>44</sup> Vgl. Meulemann 1999 und Mandel 2007.

<sup>45</sup> Vgl. als Überblick über Ergebnisse zum Wertewandel in der Arbeitswelt vgl. Mandel 2007, bes. S. 54-101.

beziehen, ist dabei nicht zuletzt von der Verortung der jeweiligen Position in politischen und gesellschaftlichen Diskussionen abhängig. Zwei Aspekte sind besonders zu beachten: Zum einen standen sozialwissenschaftliche Werteforschung und Wertedebatten in der breiteren Öffentlichkeit von Anfang an in einem engen Wechselverhältnis. Demoskopische Ergebnisse zum Wertewandel reflektierten um 1970 ein breites Bedürfnis nach Antworten auf Fragen nach offensichtlichen Einstellungsveränderungen. Zugleich beeinflussten diese Ergebnisse und ihre Rezeption ihrerseits die Debatten um Werte jenseits der Wissenschaft und wirkten so meinungsbildend. Sie veränderten dadurch die Wertewandelsprozesse selber und erzeugten gleichzeitig neue Fragen nach Aspekten des Wandels, die wiederum durch weitere Forschungen zu beantworten waren. Zum anderen griffen die Akteure der gesellschaftlichen Debatte recht unmittelbar in die Forschung ein. So gaben etwa Unternehmen bzw. Arbeitgeberverbände ebenso wie Gewerkschaften Studien zu Arbeitseinstellungen und Arbeitsmotivation in Auftrag, die in der Debatte bis dahin fehlende Aspekte oder praktische Auswirkungen des Wandels untersuchen sollten; nicht selten stammen derartige Studien und Beiträge auch selber von Forschungsinstitutionen, die unmittelbar durch Stiftungen oder Trägerschaften von entsprechenden Gruppen finanziert wurden.<sup>46</sup> Das mindert nicht die Bedeutung methodisch angemessener Studien; gerade vor diesem Hintergrund ist es aber wichtig zu berücksichtigen, dass Umfragen zunächst nicht langfristige Werthaltungen, sondern Aktualisierungen von Werten in bestimmten historischen Situationen erfassen, in denen durchaus tief verankerte und höchst wichtige Grundwerte aufgrund fehlender Bedrohung oder spezifischer Rahmenbedingungen zeitweilig relativ weniger relevant sein können als tagesaktuell heftig debattierte. Derartige Wechselbeziehungen zwischen Wertediskurs und Werteforschung lassen sich aber durch Umfragen selber nicht erfassen.<sup>47</sup> Umso wichtiger wird es, die sozialwissenschaftlichen Forschungsergebnisse in ihrem konkreten historischen Zusammenhang zu betrachten.

### *Wissenschaft in der Debatte? Politischer Streit um Arbeitswerte in den 70er und 80er Jahren*

Die sozialwissenschaftliche Warnung vor dem „Werteverfall“ fiel 1975 nicht zufällig in eine Zeit intensiver politischer Debatten über Reaktionen auf die Ölkrise, steigende Arbeitslosigkeit und die Grenzen des ökonomischen Wachstums einerseits, anschwellende Staatsverschuldung, Mitbestimmung und tiefgreifende Umstrukturierungen in industriellen Produktionsprozessen andererseits. Noelle-Neumann referierte ihre Ergebnisse noch vor der Publikation ihres *Zeit*-Artikels auf dem Jahreskongress der Arbeitgeberverbände. Ihre Erklärung

---

<sup>46</sup> Zu denken ist dabei nicht nur an die Rolle der Shell Jugendstudien, sondern an eine ganze Reihe weiterer Studien mit Auftraggebern aus Ministerien, Unternehmensverbänden, Gewerkschaften oder ihnen nahestehende Institutionen. Vgl. etwa die Publikations- und Forschungsübersichten vom Informationszentrum Sozialwissenschaften, Böckler, Michael [u. a.] 1991 und Ross-Strajhar 2004.

<sup>47</sup> Vgl. Thome 2005.

des Wertewandels schien Probleme von Unternehmen schlüssig zu erklären, die in den frühen 70er Jahren intensiv diskutiert worden waren, etwa das Phänomen der „inneren Kündigung“ von Mitarbeitern, die Zunahme von Fehlzeiten infolge von Krankheiten oder den Rückgang der Arbeitsmotivation. Gleichzeitig lieferte sie mit den von ihr heftig kritisierten Vertretern der neomarxistischen Kritischen Theorie sowie deren Einfluss auf Studenten und die junge Generation die notwendigen Schuldigen und bot indirekt eine Lösung, nämlich die Stärkung traditioneller Werte zur Wahrung der Arbeitsmoral.<sup>48</sup> Vor diesem Hintergrund ist es wenig erstaunlich, dass die vom Allensbacher Institut vorgelegten Studien mit ihrer These vom Werteverfall gerade auf konservativer Seite breit rezipiert wurden.<sup>49</sup> An der Wende zu den 80er Jahren war die These vom Verfall bürgerlicher Werte neben der Kritik an der verfehlten sozialliberalen Wirtschafts- und Sozialpolitik einer der wichtigsten Punkte des konservativen Verständnisses der Wirtschaftskrise. Helmut Kohls Slogan „Leistung muss sich wieder lohnen“ aus dem Bundestagswahlkampf von 1982 spiegelte dabei zugleich die besorgte Wahrnehmung des Rückgangs des Werts der Leistungsbereitschaft, die Erklärung des Wertewandels durch eine politikleitende Hinwendung zu den Werten „soziale Gerechtigkeit und Gleichheit“ sowie die konservative Lösung durch eine Liberalisierung der Sozial- und Wirtschaftspolitik und die Stärkung des Grundwerts „Leistung“.

Auf der anderen Seite des politischen Spektrums knüpften Sozialdemokraten und Gewerkschaften, aber auch die Neue Linke an Studien wie die von Inglehart und Klages an, die den Wertewandel in erster Linie als notwendige Anpassung an veränderte Anforderungen der sich dramatisch wandelnden Arbeitswelt deuteten.<sup>50</sup> Der Übergang von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft, die Veränderungen in der Produktion durch rasante technische Innovationen, die ökologische Probleme, die eine traditionelle Form von Arbeit und Leben problematisch erscheinen ließen – mit Hinweis auf derartige Phänomene konnte argumentiert werden, dass der im wesentlichen als „Individualisierung“ verstandene Wertewandel mit postmaterialistischen Einstellungen und der Hinwendung zu Selbstentfaltungswerten gerade solche Werte fördere, die Leben und Arbeiten in einer gewandelten Welt erst möglich machten. Zwei Gesichtspunkte ergänzten einander aus dieser Sicht: Einerseits bestritten die Gegner der Verfallsthese, dass die Untersuchungen zur Leistungsbereitschaft im Beruf tatsächlich einen grundlegenden Niedergang des Werts „Leistung“ belegten. Beruflicher Erfolg und gutes Arbeiten sei auch im gewandelten Wertehorizont wichtig, nun aber eng verknüpft mit Fragen der Mitbestimmung und der Selbstentfaltung im Berufsleben – eine Position, die sich zum Beispiel unmittelbar mit gewerkschaftlichen Zielen der 70er Jahre vereinbaren ließ. An-

---

<sup>48</sup> Vgl. Noelle-Neumann, Petersen 2001, S. 15 zur Darlegung ihrer Ergebnisse vor den Arbeitgebern, sowie S. 17 für die Kritik an den Vertretern der Kritischen Theorie, insbesondere Theodor Adornos.

<sup>49</sup> Einen Überblick über konservative Positionen zum Wertewandel um 1980 bietet die aus Sicht der Gewerkschaften verfasste Studie von Helfert 1986, S. 96-108.

<sup>50</sup> So etwa im Rückblick sehr deutlich Klages 2001.

dererseits argumentierte man links der Mitte, dass der Wertewandel letztlich eine Weiterentwicklung der bürgerlichen Werte sei, weil diese historisch auf individuelle Entfaltung, kreative Gestaltung, rationale Rechtfertigung von Autorität sowie staatsbürgerliche Freiheit und Gleichheit zielten, letztlich also auf genau die Selbstentfaltungswerte verwiesen, die im Zuge des Wertewandels zu neuer Bedeutung gelangt seien.<sup>51</sup> Vor dem Hintergrund einer solchen Aneignung des Wertewandels konnte sowohl innerhalb der Gewerkschaften als auch bei der neuen Linken über positive Folgen des Einstellungswandels nachgedacht werden – sei es als Suche nach einer neuen gewerkschaftlichen Position oder als grundlegende Frage nach einem „Neuen Lebensstil“.<sup>52</sup>

Unmittelbar spürbar wurden die gegensätzlichen Interpretationen des Wertewandels in der Arbeitswelt in politischen Auseinandersetzungen um Missbrauch von Sozialleistungen und die Forderung nach einer weiteren Verkürzung der Normalarbeitszeit auf 35 Stunden in der Woche. Seit Mitte der 70er Jahre kam es im Zusammenhang mit steigender Arbeitslosigkeit und wachsenden Sozialausgaben in Bundestag und darüber hinaus zu „Faulheitsdebatten“, in denen Politiker sich über „arbeitsunwillige Arbeitslose“ beklagten. In bisweilen ungewohnter Polarisierung – 1975 attackierte der sozialdemokratische Bundesarbeitsminister Arendt den „sozialen Wildwuchs“ und den Leistungsmissbrauch durch Arbeitslose, während der CDU-Arbeitnehmerflügel diese in Schutz nahm – kritisierten Politiker und Teile der Öffentlichkeit egoistische Arbeitslose und forderten Maßnahmen, die in letzter Konsequenz auf eine Verpflichtung zur Annahme jeder Arbeitsstelle hinausliefen.<sup>53</sup> Vor dem Hintergrund des vielfach diskutierten Werteverfalls insbesondere in der Jugend waren solche Vorwürfe konsequent und reflektierten die Sorge um eine – vermeintlich erwiesene – abnehmende Arbeitsmoral. Das gleichzeitig aufkommende Bild der „Null Bock“-Generation schien die negativen Folgen des Wertewandels zu bestätigen und wurde gerade in Diskussionen um Arbeitslosigkeit zum Schlüsselbegriff für pädagogischen und politischen Handlungsbedarf.<sup>54</sup> Es ließ sich zudem mit der Vorstellung einer rebellierenden Jugend verbinden, bei der Protestbereitschaft und sozialer Egoismus Hand in Hand gingen. Der CSU-Politiker Erich Riedel formulierte das Anfang der 80er Jahre überdeutlich im Bundestag:

„... das soziale Netz [ist] für viele eine Hängematte – man möchte sogar sagen: eine Sänfte – geworden; eine Sänfte, in der man sich von den Steuern und Sozialabgaben zahlenden Bürgern unseres Landes von Demonstration zu Demonstration, von Hausbesetzung zu Hausbesetzung, von Molotow-Cocktail-Party zu Molotow-Cocktail-Party und dann zum Schluss zur Erholung nach Mallorca oder sonst wohin tragen lässt.“<sup>55</sup>

<sup>51</sup> Mit diesen Argumenten und dem Hinweis auf die breite Wertewandelforschung der 80er Jahre etwa Bolte 1993.

<sup>52</sup> Vgl. Helfert 1986 für eine gewerkschaftliche Sicht und Bartelt 1978 als Beispiel für die Forderung nach einem Neuen Lebensstil mit eigener Wertetheorie; hier schließen auch normative Überlegungen im Rahmen des neuen Kommunitarismus oder Ansätze wie die Ulrich Becks an.

<sup>53</sup> Vgl. Oschmiansky 2003; Zitat auf S.10.

<sup>54</sup> Vgl. für die Verwendung des Bilds der „Null Bock“-Generation in den frühen 1980ern Frackmann et al. 1981 und Projektgruppe Frankfurter Berg 1981.

<sup>55</sup> Zitiert nach Oschmiansky 2003, S. 11.

Die Geburt des Schlagworts von der „sozialen Hängematte“ spiegelte die massive Verteidigung des traditionellen bürgerlichen Arbeitsethos wider, das sich trotz oder gerade wegen der veränderten Einstellungen zur Arbeit von vielen Westdeutschen zur politischen Mobilisierung eignete und nicht zuletzt zu Wahlsiegen der CDU-FDP-Koalition beitrug. Unverständnis gegenüber einer neuen Distanz zur Arbeit, getragen vom alten Ideal der Selbstverwirklichung durch Arbeit, und Pflichtvorstellungen, nach denen Leistung und Arbeit Dienst an der Gesellschaft waren, hielten sich dabei auf konservativer Seite die Waage. Auf der Gegenseite blieben dagegen Argumente relevant, die schon in den 50er Jahren zur Arbeitszeitverkürzung angeführt worden waren. In Verbindung mit dem Hinweis auf positive Wirkungen am Arbeitsmarkt hielten Gewerkschaften daran fest, dass weniger Arbeiten mehr Lebensqualität heiße und neue Freiräume zur Selbstentfaltung nur jenseits der Arbeitswelt geschaffen werden könnten. Slogans wie „Her mit der ganzen Zeit“ und „Freie Zeit, Entfaltungszeit“ knüpften unmittelbar an die traditionelle Sicht der Arbeiterbewegung auf entfremdete Arbeit an und wurden mit dem immer drängender werdenden Thema „Stress“ auch weiterhin als „präventive Gesundheitspolitik“ verstanden.<sup>56</sup>

Die gesellschaftlichen Debatten um Arbeitswerte kreisten daher in den 70er und 80er Jahren trotz aller Hinweise auf einen dramatischen Werteverfall noch immer um Vorstellungen, die schon die Diskussionen von Arbeitseinstellungen im 19. Jahrhundert geprägt hatten. Angesichts solcher Kontinuitäten und mit Blick auf die politischen Erfolge, die Verteidiger des traditionellen Arbeitsethos in diesem Zeitraum erzielen konnten, muss die These von einer „stillen Revolution“ deshalb zumindest hinsichtlich der Arbeitswerte mit Skepsis betrachtet werden. Eher lassen sich die in Umfragen messbaren Veränderungen im Sinne der Beschleunigung eines schon länger laufenden Prozesses der „Individualisierung, Pluralisierung und Entnormativisierung“ fassen – scheinbar verbindliche normative Vorgaben zur Arbeitswelt wurden verstärkt in Frage gestellt und verschärften die Gegensätze in der gesellschaftlichen Debatte.<sup>57</sup> Auch hier gilt aber, dass der Wertewandel in den Bereichen der Sexualität und der Familie erheblich weitreichender erscheint als in der grundsätzlichen Einschätzung von Arbeit.

### *Frauenarbeit und Wandel der Berufsbilder*

Nicht zuletzt deshalb wird der Wertewandel in der Arbeitswelt besonders dort konkret greifbar, wo er sich unmittelbar mit der Veränderung von Familienwerten und einem gewandelten

---

<sup>56</sup> Vgl. Bosch 1984 für gewerkschaftliche Positionen zur 35 Stunden-Woche.

<sup>57</sup> Vgl. Rödder 2003 und bes. Rödder 2004, S. 32 zur Einschätzung des Wertewandels generell und zur Trias von „Individualisierung, Pluralisierung und Entnormativisierung“.

Rollenverständnis der Geschlechter berührt. Grundlegender als die tatsächliche Veränderung der Leistungsbereitschaft oder die Aufwertung der Freizeit gegenüber der Arbeitszeit war die Veränderung des Blicks auf traditionell üblicherweise von Frauen geleistete Tätigkeiten und die Akzeptanz von Frauen in der Erwerbsarbeit.<sup>58</sup> Obwohl die Frauenerwerbsquote in der Bundesrepublik zwischen 1960 und 1970 von 49% auf 48% fiel, konnten Frauen sich besonders in Verbindung mit der Tertiarisierung der Wirtschaftsstrukturen verstärkt Zugang zu vormaligen Männerdomänen in Verwaltungs- und Dienstleistungsberufen verschaffen. Noch 1960 wettete man in Diskussionen um die steigende Erwerbstätigkeit von verheirateten Frauen mit Schlagwörtern wie „Schlüsselkindern“ und „Wohlstandsverwahrlosung“ gegen die vermeintliche Vernachlässigung der familiären und erzieherischen Pflichten durch arbeitende Mütter. Zehn Jahre später galt die Berufstätigkeit von Frauen unabhängig vom Familienstand zunehmend als Selbstverständlichkeit. Gleichzeitig verbesserten sich die Möglichkeiten zur Vereinbarung von Erwerbsarbeit und Hausarbeit. Der Ausbau des Systems der Kinderbetreuung und die Erweiterung der Möglichkeiten zur Teilzeitarbeit spiegelten einen neuen Blick auf den Wert „unbezahlter Arbeit“ im Vergleich zur Erwerbsarbeit. Darüber hinaus schritt der schon in den 50er Jahren begonnene Abbau von familien- und zivilrechtlichen Bestimmungen voran, die Hausarbeit als „normale Tätigkeit“ der Frau definiert oder die Berufstätigkeit von verheirateten Frauen von der Zustimmung des Ehemanns abhängig gemacht hatten. Letzte Hürden auf diesem Weg fielen freilich erst in der zweiten Hälfte der 70er Jahre. Obwohl die Frauenarbeit nicht zuletzt aufgrund der Neuen Frauenbewegung um 1970 noch einmal deutlich aufgewertet wurde, gingen die Angleichung der Gehälter und das Aufrücken von Frauen in Führungspositionen nur langsam voran. Auch das Wachstum der Erwerbsquote bei Frauen blieb eher gering.

Das lag zumindest teilweise daran, dass der starke Anstieg der erwerbstätigen Frauen im Dienstleistungssektor mit dem schnellen Rückgang der meist weiblichen „mithelfenden Familienangehörigen“ in der Landwirtschaft einherging. Der außerordentlich rasant verlaufende Strukturwandel im ländlichen Bereich – 1950 arbeitete noch jeder vierte Erwerbstätige im primären Sektor, 1960 waren es keine 14 Prozent mehr, 1975 fiel der Anteil auf knapp über 7 Prozent; innerhalb von 25 Jahren wurden über drei Millionen Arbeitskräfte „freigesetzt“ – verdeutlicht, wie gesamtwirtschaftliche Entwicklungen durch die Veränderung des Berufsbilds zu einem Wandel der Arbeitswerte beitrugen. Geht man davon aus, dass Arbeitsfreude und Hingabe an die Arbeit nicht zuletzt von der Identifikation mit einem Berufsbild oder einer spezifischen Tätigkeit zusammenhängen, musste sich der millionenfache Berufswechsel, der aufgrund des Verfalls des primären Sektors und des um 1970 erfolgenden Übergangs von

---

<sup>58</sup> Vgl. Schildt 2007, S. 35ff. und S. 55f.

der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft nötig wurde, auf die Einstellungen zur Arbeit auswirken.

Für Beschäftigte in der Landwirtschaft stellte diese Entwicklung ihre Vorstellung von Arbeit in ganz besonderer Weise in Frage. Das Bild des Bauerns – historisch sonst keineswegs statisch – war über Jahrhunderte einerseits mit harter körperlicher Arbeit und dörflicher Lebensweise, andererseits mit Grundbesitz und einer besonderen Nähe zur Natur verbunden gewesen.<sup>59</sup> Technisierung und Höfesterben schufen nach 1950 in kürzester Zeit ein völlig anderes Bild, das von einer industrialisierten Landwirtschaft und agrarischen Großbetrieben geprägt wurde.<sup>60</sup> Die immer kleinere Zahl der Landwirte sah sich im Zuge der Entstehung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft zudem mit einem internationalen System der Geldtransfers konfrontiert, das sie zumal in Deutschland weniger für die eigentlich unökonomische Erzeugung von Nahrungsmitteln als für Aufgaben in der Landschaftspflege honorierte. Das schloss indes nicht aus, dass Bauern aufgrund von Massentierhaltung und dem großflächigen Einsatz von Chemie auch für Umweltverschmutzung und Landschaftszerstörung verantwortlich schienen. Daneben hatten sich mit neuen technischen Methoden der Arbeitsablauf und das Verhältnis zum Land gewandelt. Nicht zuletzt führte die Abwanderung in andere Wirtschaftszweige im Bekanntenkreis ebenso wie der Anschluss der dörflichen Welt an überregionale Kommunikations- und Verkehrsstrukturen zu neuen Erwartungen an die Lebensgestaltung. Geregelte Arbeitszeiten, Wochenende und Urlaubsphasen konnte und kann es aber in der Landwirtschaft nicht in gleicher Weise wie in Fabriken oder Finanzämtern geben. Das Arbeitsethos des Bauern wurde folglich in kürzester Zeit extrem herausgefordert. Es kann kaum wundern, dass unter solchen Bedingungen eine instrumentelle Einstellung zur Arbeit im ländlichen Bereich zunahm und die in Fabriken und Dienstleistungsberufe abwandernde Landbevölkerung neue Tätigkeiten mit wachsender Distanz zum klassischen Arbeitsethos aufnahm.

Die Erfahrung eines Berufswechsels und des raschen Wechsels der Lebenswelten war aber keineswegs auf die Landbevölkerung beschränkt. Schon 1972 konstatierte Leonard Reinisch in Anlehnung an den amerikanischen Zukunftsforscher Alvin Toffler, dass

„der Beruf immer seltener ein ganzes Menschenleben ausfüllt. [...] Geschmeidige Arbeitskraft, geleitet von einer beweglichen Intelligenz, die voraussieht, welche Tätigkeit morgen gefordert wird, ist [die] Devise. Entscheidung für einen Beruf, verbunden mit einem entsprechenden Berufsethos, ist überlebt.“<sup>61</sup>

---

<sup>59</sup> Vgl. Haushofer 1973.

<sup>60</sup> Vgl. Geiersberger 1973.

<sup>61</sup> Vgl. Reinisch 1973, S. VI; daneben auch Toffler 1970.

Bis zu einem gewissen Grad wurde diese Entwicklung durch das Festhalten am Lehrberuf und dem Ausbau der beruflichen Ausbildung in Deutschland zwar gebremst. Ein wachsender Anteil der Industriearbeiter wurde zu Facharbeitern ausgebildet und „verbürgerlichte“, während die Grenze zwischen Arbeitern und Angestellten in hochtechnisierten Arbeitsprozessen mit großem Dokumentations- und Steuerungsaufwand fließender wurde.<sup>62</sup> Beamte konnten in expandierenden Verwaltungen weiterhin damit rechnen, den erlernten „Verwaltungsberuf“ ein Leben lang auszuüben.<sup>63</sup> Gleichwohl verbreitete sich die Erfahrung des Branchenwechsels, mussten ganze Regionen durch Strukturwandel und den Niedergang dominanter Industriezweige neue Leitbilder für die Arbeit finden. Auch in den Führungsebenen änderte sich das Berufsbild der Unternehmer vom Firmenbesitzer zum angestellten Manager, der fremdes Kapital verwaltet und im Laufe seines Erwerbslebens wiederholt die Firma wechselt.<sup>64</sup> Es kann nicht überraschen, dass derartige Prozesse zur Infragestellung eines traditionellen Arbeitsethos beitragen, dass stark von der Vorstellung der Berufung und der daraus folgenden Verpflichtung geprägt war. Im Gegenzug sollte allerdings das in den Wertedebatten zu beobachtende Beharren auf klassischen Arbeitswerten nicht aus dem Blick geraten. Bei den Arbeitswerten waren Infragestellung und reflexartige Betonung der gefährdeten Einstellungen enger aufeinander bezogen als in anderen Bereichen des Wertewandels. Dieser Mechanismus unterstreicht das Bild eines vergleichsweise langsameren Wertewandels in der Arbeitswelt.

#### ***d) Ost und West vereint im Wertewandel? Der Wandel der Arbeitseinstellungen in DDR und im vereinten Deutschland***

Gab es in der DDR nach 1960 einen ähnlichen „Wertewandelsschub“ wie im Westen? Diese Frage stellte sich sozialwissenschaftlichen Werteforschern, als sie 1989 inmitten der friedlichen Revolution zum ersten Mal Umfragen nach westlichem Vorbild unter den Ostdeutschen durchführen konnten. In der DDR hatte es keine vergleichbaren demoskopischen Untersuchungen gegeben. Vor 1989 beschäftigte sich der sozialistische Staat nur im sehr begrenzten Maße auf wissenschaftliche Weise mit den tatsächlichen Werteinstellungen seiner Bürger. Eine offene Diskussion über sich wandelnde Werte oder Einstellungsveränderungen zwischen den Generationen war unter dem SED-Regime unmöglich. Zwar gab es Ansätze für eine sozialwissenschaftliche Meinungsforschung im Leipziger Zentralinstitut für Jugendforschung, der Akademie für Gesellschaftswissenschaften und vereinzelt Studien anderer Institutionen; die erhobenen Daten standen bis zum Untergang der DDR jedoch unter stren-

---

<sup>62</sup> Vgl. Pirker 1973.

<sup>63</sup> Vgl. Boetticher 1973.

<sup>64</sup> Vgl. Pross 1973.

ger Geheimhaltung.<sup>65</sup> Mit entsprechender Spannung bemühten sich westdeutsche Forscher daher noch 1989, erste Daten über die Meinungen und Wertvorstellungen der Ostdeutschen zu sammeln. Die Umfragen aus der frühen Wendezeit überraschten dabei mit Ergebnissen, die große Ähnlichkeiten zu westlichen Erhebungen aus den 50er Jahren aufwiesen – die ostdeutsche Bevölkerung schien trotz sozialistischer Arbeitsideologie traditionelle Wertvorstellungen konserviert zu haben und zeigte sich im Vergleich deutlich autoritärer, traditioneller, stärker am Leistungsprinzip orientiert und im Sinne Ingleharts materialistischer als die Westdeutschen.<sup>66</sup> Allerdings änderten sich die erfassten Einstellungen in den Umfragen von 1989 und 1990 so schnell, dass die ersten Ergebnisse zu ostdeutschen Wertvorstellungen im Nachhinein wenig brauchbar erscheinen. Seit Anfang der 90er Jahre hat sich im Bereich der Arbeitsvorstellungen ein spezifisch ostdeutsches Profil entwickelt, das im wesentlichen zwei Hypothesen zum Wertewandel in der DDR vor 1989 zulässt: Einerseits wird vermutet, dass es in der DDR letztlich die gleiche Form des Wandels von „Pflicht- und Akzeptanzwerten“ zu „Selbstentfaltungswerten“ gegeben habe, wie Helmut Klages ihn für die Bundesrepublik beschreibt; dieser sei lediglich langsamer verlaufen als im Westen. Andererseits liegt es nahe, von einem spezifisch ostdeutschen Wertewandel unter sozialistischen Bedingungen auszugehen, der durch eine besondere DDR-Sozialisation zu längerfristig wirksamen Wertunterschieden zwischen Ost- und Westdeutschen führte.<sup>67</sup>

#### *Wertewandel in der DDR von ca. 1960 bis 1989*

Die Frage nach dem Wandel des Werts der Arbeit in der DDR lässt sich zum einen mit Blick auf das Verhältnis zwischen offiziellem Arbeitsethos und den tatsächlichen Arbeitseinstellungen der DDR-Bevölkerung beantworten, zum anderen mit Überlegungen, inwieweit die Entwicklung der ostdeutschen Wirtschaft und die konkreten Lebensbedingungen im „real existierenden Sozialismus“ zur Ausprägung von Unterschieden zwischen den Arbeitsvorstellungen in der DDR und der BRD geführt haben. Zunächst kann festgestellt werden: Das offizielle Leitbild des „sozialistischen Arbeitens“ änderte sich nach 1960 nur wenig und wurde auch von Personal- und Strategiewechseln innerhalb der DDR-Führung kaum beeinflusst. 1974 formulierte das neue DDR-Jugendgesetz in klassischer Weise:

„Aufgabe eines jeden jungen Bürgers ist es, auf sozialistische Art zu arbeiten, zu lernen, zu leben, selbstlos und beharrlich zum Wohle seines sozialistischen Vaterlandes – der Deutschen Demokratischen Republik – zu handeln [ . . . ] Alle jungen Menschen sollen sich durch sozialistische Arbeitseinstellung und solides Wissen und Können auszeichnen, hohe moralische und kulturelle Werte ihr eigen nennen und aktiv am gesellschaftlichen und politischen Leben in Staat und Gesellschaft teilnehmen. [ . . . ] Die jungen Menschen sollen sich durch Eigenschaften wie Verantwortungsgefühl für sich und andere, Kollektivbewusstsein und Hilfsbereitschaft, Beharr-

<sup>65</sup> Vgl. dazu Gensicke 1992, S. 2ff., Friedrich et al. 1991 und Friedrich et al. 1999.

<sup>66</sup> Vgl. Arzheimer, Klein 2000.

<sup>67</sup> Vgl. ebd. für unterschiedliche Bewertungen des ostdeutschen Wertewandels.

lichkeit und Zielstrebigkeit, Ehrlichkeit und Bescheidenheit, Mut und Standfestigkeit, Ausdauer und Disziplin, Achtung vor den Älteren, ihren Leistungen und Verdiensten, sowie verantwortungsbewusstes Verhalten zum anderen Geschlecht auszeichnen. Sie sollen sich gesund und leistungsfähig halten.“<sup>68</sup>

Die Verknüpfung eines umfassenden und in mancher Hinsicht sicher „bürgerlichen“ Wertekanons mit einer sozialistischen Gemeinwohlverpflichtung blieb also weiterhin das Kennzeichen der offiziellen Arbeitsideale, die nach wie vor kampagnenartig propagiert und mit dem schon in den 50er Jahren entwickelten Auszeichnungswesen prämiert wurden.

Schwieriger ist es abzuschätzen, wie weit dieses Arbeitsethos in der DDR-Bevölkerung als Leitbild des täglichen Arbeitens akzeptiert wurde. Am Beispiel der staatlichen Säkularisierungspolitik und der tatsächlichen Entwicklung der Kircheng Zugehörigkeit bzw. Religionsbekenntnisse in der DDR lässt sich erkennen, dass trotz stets hoher Abwanderungszahlen und der offensichtlichen Notwendigkeit zur Überwachung der Bevölkerung durch das Regime nicht von einer pauschalen Abwehr der Ostdeutschen gegenüber offiziellen Parteilinien ausgegangen werden kann. Entsprechend sollte es überraschen, wenn ein Arbeitsethos, das bei aller Betonung des Arbeitens unter sozialistischen Vorzeichen doch starke Kontinuitätsmomente zu traditionellen Arbeitswerten enthielt, auf verbreitete Ablehnung gestoßen wäre. Konkretere Hinweise auf die tatsächlichen Einstellungen können ostdeutsche Umfragen bieten, die vor allem zur DDR-Jugend aussagekräftige Daten liefern. Durch geschickte Methodik waren sie auch für die Befragten glaubwürdig anonym; da sie nicht veröffentlicht wurden, bestand kein Anlass für nachträgliche Manipulationen. Ihre Ergebnisse verdeutlichen, dass sich im Laufe der 60er Jahre unter Jugendlichen unabhängig von der sozialen Herkunft eine Konsolidierung sozialistischer Überzeugungen entwickelte, die die Leistungsbereitschaft in Bildung und Beruf einschloss. Parallel zum wirtschaftlichen Wachstum und der Hebung des Lebensstandards in der DDR stießen vor allem die Bildungsoffensiven, die Frauen- und Jugendförderung auf große Zustimmung. Bis in die Mitte der 70er Jahre konnte das Zentralinstitut für Jugendforschung zudem feststellen, dass die große Mehrheit der befragten jungen Erwachsenen mit ihren Arbeitsbedingungen, den Beziehungen zu den Kollegen im Arbeitskollektiv und mit den Beziehungen zum unmittelbaren Vorgesetzten weitgehend zufrieden war. Da sich zugleich eine enge Verknüpfung von Arbeitszufriedenheit und DDR-Identifikation herausstellte, kann davon ausgegangen werden, dass die Ideale der „sozialistischen Arbeit“ zumindest bei der DDR-Jugend tatsächlich nennenswerte Zustimmung fanden. Noch in den 80er Jahren maßen Lehrlinge und junge Arbeiter dem Wert „Tüchtig in der Arbeit sein“ weit höhere Bedeutung zu als dem Wert „Lebensgenuss“; die Leistungsorientierung hatte nach Mitte der 70er Jahre sogar noch zugenommen.<sup>69</sup>

---

<sup>68</sup> Vgl. Jugendgesetz der DDR vom 28. Januar 1974, § 1 Abs. 2, zitiert nach Hammes 2002, S. 88.

<sup>69</sup> Vgl. Förster 1999, bes. S. 97ff. und Bertram 1999, S. 284; daneben allgemein auch Gensicke 1992 und Hammes 2002, S. 90ff.

Zugleich klagten Betriebe in der DDR schon in den 70er Jahren über einen starken Leistungsabfall beim Übergang vom Lehrlings- zum Facharbeiterstatus, den die Forscher weitgehend als biographisch „normalen“ Praxisschock erklärten. Er wurde in der DDR aber durch das Auseinanderklaffen von theoretischer Ausbildung und praktischen Möglichkeiten etwa bei Technik und Materialverarbeitung verschärft. Ab Mitte der 70er Jahre nahm das Bedürfnis nach „Erlebnissen“, „Mode“ und „Luxus“ deutlich zu, wünschten sich junge Menschen in der DDR zunehmend „Abwechslung“, „Geselligkeit“ und „Reisen“ und forderten „interessante Arbeitsplätze“ sowie „berufliche Freiräume“. Die Distanz zu staatlichen Organisationen und gesellschaftlichem Engagement wuchs. Besonders in den 80er Jahren zogen sich Jugendliche und junge Erwachsene verstärkt in private Lebensräume zurück und die Bedeutung der Freizeit gegenüber der Arbeitszeit nahm zu. In den Betrieben hatte dies zur Folge, dass vor allem die Identifikation mit dem „Kollektiv“ nachließ. In einer generationenübergreifenden Umfrage von 1987 zeigte sich, dass das Verantwortungsgefühl für die eigene Arbeit über die Generationengrenzen hinweg unverändert sehr hoch war, während die jüngeren DDR-Bürger wenig Verantwortung für „ihren“ Betrieb oder „ihr“ Kollektiv verspürten. Entsprechend blieben sie ihrer Einschätzung nach in ihrer Leistung ganz überwiegend gerade im oder sogar unter dem Plansoll, während die über 40jährigen zu etwa zwei Dritteln angaben, ihr Soll überzuerfüllen.<sup>70</sup>

In gewisser Hinsicht lassen sich in diesen Entwicklungen Parallelen zum Wertewandel im Westen entdecken: die Einstellungsveränderungen bei Jugendlichen in der DDR erscheinen als um 10 bis 15 Jahre zeitversetzte Verschiebung von „Pflicht- und Akzeptanzwerten“ zu „Selbstentfaltungswerten“, die letztlich zu vergleichbaren Dispositionen, dem Ziel von mehr Lebensgenuss und einer stärkeren Orientierung an materiellen Werten im Sinne des Konsums führten. Legt man die Erklärungsansätze für Wertewandelsprozesse zugrunde, die Inglehart und Klages entwickelt haben, lassen sich im Bereich der strukturellen Veränderung der DDR-Wirtschaft Veränderungen finden, die einen „Wertewandelsschub“ ab Mitte der 70er Jahre in der DDR verständlich machen. Trotz der starken Förderung der Schwerindustrie und der ideologisch bedingten staatlichen Fixierung auf die Industrieproduktion erlebte die DDR wie die BRD eine Tertiarisierung und die mit ihr einhergehenden Strukturwandelsprozesse. Während der Anteil der auf dem Land Beschäftigten rapide sank, entstand bei steigender Industrieproduktion in Ostdeutschland in den 60er Jahren eine „sozialistische Dienstklasse“, wuchsen Verwaltung und Dienstleistungsgewerbe stark an. Wie in der Bundesrepublik fand in der DDR eine „Bildungsrevolution“ statt, an der in Ostdeutschland in Folge unvermindert fortgesetzter Qualifizierungsoffensiven ein eher noch größerer Teil der Bevöl-

---

<sup>70</sup> Vgl. Bertram 1999, Gensicke 1992 und Hammes 2002.

kerung Anteil hatte als in Westdeutschland. Das Fernsehen veränderte die Mediengewohnheiten in Ost und West. Arbeitszeitverkürzungen ließen die tatsächlich freie Zeit der Arbeitenden wachsen und im Zuge der wirtschaftlichen Entwicklung der DDR mehrte sich ein (im Vergleich sicher bescheidener) Wohlstand; dazu gehörte ein erheblich höheres Maß an sozialer Sicherheit als im Westen.

Auffällig bleibt unterdessen, dass die beobachteten Wertewandelsprozesse in der DDR gerade zu dem Zeitpunkt an Dynamik gewannen, als die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des ostdeutschen Staats abnahm, der technologische Rückstand gegenüber dem Westen offensichtlich wurde und die Diskrepanz zwischen dem westdeutschen und ostdeutschen Konsumniveau dramatisch anstieg. Offensichtlich kann die Hinwendung zu Selbstentfaltungswerten in der DDR nicht über das Inglehartsche Modell des Postmaterialismus als Folge der Befriedigung aller grundlegenden Konsumbedürfnisse erklärt werden. Die vorliegenden Daten aus der DDR legen dagegen die Vermutung nahe, dass vor allem die wachsende Diskrepanz zwischen propagierten Idealen und realsozialistischer Alltagspraxis gerade im Bereich der Arbeitswelt in den 80er Jahren zu einer massiven Infragestellung offizieller Idealvorstellungen führte und damit maßgeblich zur Entstehung eines staatsfernen Wertemusters in der DDR-Bevölkerung beitrug.<sup>71</sup> Den Parteitagsplakaten und offiziellen Losungen wie der des 10. SED-Parteitags von 1981, „Ich leiste was, ich leiste mir was“, standen immer mehr die Lebenserfahrung der Ostdeutschen entgegen, die von Mangelwirtschaft, leeren Verkaufsregalen und schlecht organisierten Betriebsabläufen geprägt waren. Selbst traditionelle Momente des Berufsstolzes konnten sich unter diesen Umständen so weit ändern, dass aus dem „Stolz auf das Geleistete“ ein „Stolz darauf, dass überhaupt etwas geleistet worden ist“ wurde.<sup>72</sup>

Für die Einstellungen zur Arbeit waren folglich auch die ganz alltäglichen Arbeitserlebnisse und Lebensbedingungen in der DDR von hoher Bedeutung. Dazu gehörte seit den 70er Jahren eine kürzere Jugendphase als im Westen, die schon durch eine schnellere Ausbildung früher den Weg in das Erwerbsleben ebnete und aufgrund des niedrigeren Heiratsalters eher zur Familiengründung und zu Elternverantwortung führte. Stärker als in der Bundesrepublik wurde in der Schule und in Betrieben auf „Sekundärtugenden“ wie das Einordnen in Gruppen, Disziplin und Ausdauer Wert gelegt.<sup>73</sup> Zudem stand der Arbeitsplatz in ungleich höherem Maße im Mittelpunkt des Lebens aller Erwerbstätigen. Die schon in der frühen Phase der DDR-Geschichte auffällige Rolle des Betriebs als Vermittlungsinstanz von Sozialleistungen, Wohnungen und Konsumgütern wurde in den 60er und 70er Jahren mit der „betriebli-

---

<sup>71</sup> Vgl. bes. Arzheimer, Klein 2000, daneben auch Madarász 2006, S. 171f.

<sup>72</sup> Vgl. Lüdtkke 1994.

<sup>73</sup> Vgl. Ahbe 2000 und Gensicke 1992.

chen Sozialpolitik“ noch weiter ausgebaut.<sup>74</sup> Aufgrund des notorischen Arbeitskräftemangels der DDR-Wirtschaft und staatlicher Ausbildungsgarantien spielte die Angst vor Arbeitslosigkeit keine Rolle. Da zugleich die Erwerbsquoten in der DDR bis ins Rentenalter sehr hoch waren und selbst bei Frauen nach 1960 allmählich auf über 80% stiegen, betrachteten auch jene Gruppen die Erwerbstätigkeit als selbstverständlichen Bestandteil ihrer persönlichen Lebensführung, die in Westdeutschland dem Arbeitsmarkt fern blieben.

Mit dieser Entwicklung war freilich auch in der DDR keine Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen unbezahlter und bezahlter Arbeit oder die vollständige Überwindung traditioneller Vorstellungen von geschlechtsspezifischen Arbeitsrollen verbunden. Dies zeigte sich in den fortdauernden Auseinandersetzungen um den Hausarbeitstag: Während die praktische Bedeutung des zusätzlichen freien Tags für Wäsche, Einkauf und häusliche Reinigung im Zuge der Technisierung des Haushalts seit den 60er Jahren abnahm, erhöhte sich seine symbolische Bedeutung als Anerkennung für die Leistung berufstätiger Frauen unter Doppelbelastung so sehr, dass die DDR-Führung trotz der hohen Kosten immer mehr Frauen Anspruch auf den Hausarbeitstag gewähren musste. Den Frauen kam dabei zugute, dass das anhaltend und zugestandenermaßen unzureichende Waren- und Dienstleistungsangebot der DDR-Wirtschaft eine eigentümliche Gemengelage zwischen Betrieblich-Öffentlichem und Häuslich-Privatem geschaffen hatte, in der kaum jemand bestreiten konnte, dass ein zusätzlicher arbeitsfreier Tag zur Lebensorganisation unter DDR-Bedingungen nützlich war. Dies galt zumal dann, wenn an der besonderen Zuständigkeit der Frauen für Haushalt und Erziehung im Alltag nicht gerüttelt wurde, obwohl die offizielle DDR-Gesetzgebung schon seit den 40er Jahren die Mitarbeit des Mannes im Haushalt verlangte.<sup>75</sup>

Insgesamt lässt sich aus der Betrachtung der Faktoren, die auf die Ausprägung der Arbeitswerte in der DDR einwirkten, von einer – seit Ende der 70er Jahre sicher zunehmenden – hohen Widersprüchlichkeit sprechen. Das sozialistische Arbeitsethos stieß lange Zeit auf wenig Protest, konnte aber in einer Arbeitswelt, die von offensichtlichen Unstimmigkeiten und grundlegenden Schwierigkeiten geprägt war, nicht glaubwürdig aufrecht erhalten werden. In immer mehr Lebensbereichen standen offiziellen Zielen und staatlichen Äußerungen völlig unterschiedliche Wahrnehmungen der DDR-Bürger gegenüber. Ein DDR-spezifischer Rückzug in private Lebensräume war die Folge, der sich schließlich in den wenigen ostdeutschen Untersuchungen zu Werteinstellungen und Arbeitsidealen niederschlug. Dessen ungeachtet hatten offizielle Ideale doch ihre Wirkung auf die Vorstellungen von Arbeit; außerdem blieb die besondere Zentralität der Erwerbsarbeit im DDR Leben eine entscheidende Erfahrung. Die Aufwertung der Freizeit in der Endphase der DDR stellte deshalb weniger die grundsätz-

---

<sup>74</sup> Vgl. Kohli 1994 und Hübner 1994.

<sup>75</sup> Vgl. Sachse 2000 und Sachse 2002, S. 313ff.

liche Leistungsbereitschaft der Bevölkerung in Frage. Sie war keine Folge der Auflösung von Berufsbildern und beruhte nicht auf wachsender Unsicherheit in einer sich rapide wandelnden Arbeitswelt. Eher erklärt sie sich aus der konkreten Erfahrung, dass sich Leistungsbereitschaft unter den Systembedingungen der sozialistischen Planwirtschaft nicht in reale Leistung umsetzen ließ.

#### *Nach der Wiedervereinigung – Arbeitswerte auf dem Weg ins 21. Jahrhundert*

Vor dem Hintergrund unterschiedlicher Erfahrungen wird verständlich, dass sich Anfang der 90er Jahre deutliche Differenzen zwischen Ost und West hinsichtlich der Arbeitswerte beobachten ließen. In Umfragen verbanden die Ostdeutschen bisweilen widersprüchliche Positionen: Auffällig war ihre im Vergleich zu den Westdeutschen hohe Zustimmung zum Wert Leistung und generell die Akzeptanz des Leistungsprinzips in Wirtschaft und Gesellschaft. Gleichzeitig lehnten die Ostdeutschen mehrheitlich die Folgen einer am Leistungsprinzip orientierten Arbeitswelt entschieden ab und gaben den Werten „soziale Gerechtigkeit“, „soziale Gleichheit“ und „soziale Sicherheit“ höchste Bedeutung. Sie bekannnten sich deutlich zur kapitalistischen Marktwirtschaft und forderten zugleich eine hohe Staatsaktivität im Bereich der Wirtschaftsförderung, zur Sicherung einer gerechten Einkommensverteilung und zur Garantie von Arbeitsplätzen. Ganz offensichtlich wirkte sich die offizielle Zielkultur der DDR, die von ihren Bürgern höchste kollektive Leistung für die Ziele soziale Sicherheit, Gerechtigkeit und Wohlstand verlangt hatte, auch nach dem Zusammenbruch des ostdeutschen Staates aus.<sup>76</sup> Ost und West unterschieden sich nicht sonderlich in Bezug auf das Verhältnis von Freizeit und Arbeit. Während in Westdeutschland aber der Anteil der ganz an den Selbstentfaltungswerten orientieren „nonkonformen Idealisten“ im Sinne Klages mit etwa 22 Prozent der Bevölkerung recht hoch war, umfasste diese Gruppe im Osten lediglich 12 Prozent. Umgekehrt war der Anteil derjenigen, die recht egoistisch die eigenen materiellen Interessen als Wertorientierung in den Vordergrund rückten, deutlich höher als im Westen. Insgesamt wirkten die Ostdeutschen materialistischer als die Westdeutschen und waren stärker an der Erhöhung des Lebensstandards und an Konsum interessiert. Dennoch fanden sich gleichzeitig mehr Ostdeutsche mit einer besonders gut ausgewogenen Balance zwischen Pflicht- und Akzeptanzwerten auf der einen, Selbstentfaltungswerten auf der anderen Seite: der Anteil der von Klages „aktive Realisten“ genannten Gruppe war im Osten höher als im Westen.<sup>77</sup>

---

<sup>76</sup> Vgl. Arzheimer, Klein 2000 und Gensicke 1992.

<sup>77</sup> Vgl. Fußnote 43 zur Erläuterung der Kategorien nach Klages. Für 1990 fanden sich folgende Zahlen für die Verteilung der Werttypen: Konventionalisten – West: 22%, Ost: 25%; perspektivlos Resignierte – West: 12%, Ost: 7%; aktive Realisten – West: 29%, Ost: 32%; hedonistische Materialisten: West: 15%, Ost: 24%; nonkonforme Idealisten – West: 22%, Ost: 12%. Zahlen entnommen aus Ahbe 2000.

Während sich derartige Unterschiede in den Jahren nach der Wiedervereinigung zunächst verstärkten, gibt es seit einiger Zeit Anzeichen für eine Annäherung der Einstellungen von West- und Ostdeutschen in Bezug auf die Arbeitswelt. Gleichzeitig hat sich allerdings auf beiden Seiten die Vorstellung verstärkt, dass es fundamentale Unterschiede zwischen den Ost- und den Westdeutschen gibt.<sup>78</sup> Paradoxe Weise scheinen zwei einander zunehmend ähnlichere Bevölkerungsteile sich fremder zu werden. Inwieweit sich hier im Einzelnen die unterschiedlichen Erfahrungen mit dem Vereinigungsprozess widerspiegeln, ist dabei schwer zu beantworten.

Welche Rückschlüsse lassen diese Angaben auf die Frage zu, ob die Deutschen am Beginn des 21. Jahrhunderts grundlegend andere Vorstellungen vom Wert der Arbeit haben als 50 oder 100 Jahre zuvor? Die Antwort verweist auf ein differenziertes Bild zwischen Kontinuität und Wandel. Alle Umfragen zu den Arbeitswerten der Deutschen in den letzten zehn Jahren zeigen, dass der Stellenwert der Arbeit im Leben der Bundesbürger weiterhin hoch ist und sie belegen – entgegen der These vom Werteverfall – eine in Ost und West nach wie vor insgesamt positive Einstellung zu Leistung und Verantwortung, Erfolgsstreben und der Vorstellung, im Leben durch Arbeit etwas erreichen zu wollen. Seit 1990 haben derartige Werte deutlich an Boden gewonnen – vielleicht nicht verwunderlich angesichts der wachsenden Arbeitslosigkeit, die besonders in Ostdeutschland als bedrückendes Ergebnis des Vereinigungsprozesses empfunden wird. Aber auch im Westen zeigte sich schon seit Mitte der 80er Jahre, dass die gefürchtete „Null Bock“-Generation ein kurzlebiges Phänomen war, wenn es sie überhaupt gegeben hat.<sup>79</sup> Das bürgerliche Arbeitsethos ist alles andere als am Ende.

In den gesellschaftlichen Debatten lebt unterdessen der Werteverfall fort. Seit einigen Jahren hat die explizite Beschwörung klassischer Werte Konjunktur, die vermeintlich verloren gegangen seien oder gerade jetzt Orientierung und Sicherheit bieten sollen.<sup>80</sup> Mahnungen zu Fleiß und Leistungsbereitschaft schließen an Diskussionen der 80er Jahre an; neue Wellen der „Faulheitsdebatten“ haben so 1993 die Kampfansage an einen „kollektiven Freizeitpark“ (Helmut Kohl) und die dazugehörigen Mentalitäten hervorgebracht und einen sozialdemokratischen Kanzler im Frühjahr 2001 zur Feststellung getrieben: „Es gibt kein Recht auf Faulheit in unserer Gesellschaft.“<sup>81</sup> Zugleich hat sich Verunsicherung verbreitet: Kann die Beschwörung von Leistung und Anstrengung in Zeiten dauerhafter Arbeitslosigkeit eine geeignete Antwort auf die Frage nach dem Wert der Arbeit sein? Immer höhere Ansprüche an die Leis-

---

<sup>78</sup> Vgl. Arzheimer, Klein 2000 und Meulemann 1998b, Einleitung.

<sup>79</sup> Vgl. Duncker 1998 und Mandel 2007.

<sup>80</sup> Vgl. etwa Hahne 2004, Frey 2007, Vogelsang 2004, Petersen, Mayer 2005 und Ratzinger 2005 als kleine Auswahl neuerer publizistischer Stellungnahmen zum Thema Werte, Werteverlust und der Notwendigkeit der Wiederbelebung verlorener Werte. Als aktuellen politischen Beitrag zum Thema Werterneuerung und Werteverlust lässt sich die Rede Erwin Hubers auf dem jüngsten CSU-Parteitag verstehen. Vgl. Huber 19.07.2008.

<sup>81</sup> Vgl. Oschmiansky 2003, S. 10f.

tungsfähigkeit der Beschäftigten lassen bei bildungsfernen Schichten den Eindruck entstehen, dass sie ohnehin keine Chance auf eine Integration in Arbeit und Gesellschaft mehr haben. Technologischer Fortschritt und der Einzug des Computers veränderten in den letzten 20 Jahren noch einmal ganze Berufsfelder und hatten den Untergang traditioneller Lehrberufe zur Folge. Auch eine wachsende Zahl gut ausgebildeter Menschen macht am Beginn des 21. Jahrhunderts die Erfahrung, dass Ausbildungsgänge nicht in sinnstiftende Berufe, sondern in befristete Jobs und prekäre Beschäftigungsverhältnisse führen. Gerade die Mittelschichten als klassische Trägergruppen bürgerlicher Werte fühlen sich vom sozialen Abstieg bedroht.

Neue Herausforderungen in einer globalisierten Wirtschaft werden daher heute ebenso dringlich diskutiert wie die nach wie vor bestehenden Gefahren, die von voranschreitender Umweltzerstörung ausgehen. In solchen Kontexten geht die Suche nach neuen Arbeitswerten weiter. Breit diskutierte Ideen zu einem neuen Bürgergeld oder einer sozialen Grundversicherung wollen die Arbeit zumindest in begrenztem Maße von ihrem Pflichtcharakter lösen und wenden sich gleichzeitig dem problematischen Verhältnis von Erwerbsarbeit und üblicherweise nicht bezahlten Tätigkeiten zu. Sie spiegeln in gewisser Weise einen Bruch mit traditionellen Arbeitsvorstellungen wider, in denen die Frage nach individuellem Glück verstärkt mit Hinweis auf Tätigkeiten und Aspekte des menschlichen Lebens beantwortet wird, die zumindest jenseits der klassischen Berufs- oder Erwerbsarbeit liegen und die Vorstellung der Arbeit als selbstlose Dienstpflicht weit hinter sich lassen. Ähnliche Aspekte zeigen sich auf andere Weise in Versuchen, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf durch Elterngeld zu erleichtern, Männer verstärkt in die Erziehungs- und Hausarbeit einzubeziehen und Frauen bessere Möglichkeiten zur Erwerbsarbeit zu bieten. Am Beginn des 21. Jahrhunderts kann es folglich keine einfache Antwort auf die Frage nach dem „Wert der Arbeit“ unserer Zeit geben.

Während in der Öffentlichkeit in den letzten Jahren verstärkt über „Werte“ diskutiert wurde, hat sich in der sozialwissenschaftlichen Forschung in mancher Hinsicht Beruhigung eingestellt. Zwar gibt eine heterogene Wertelandschaft nach wie vor Anlass zu Forschungen und Befragungen. Jedoch lässt sich inzwischen auch beobachten, dass die in den 70er Jahren so großen Wertdifferenzen zwischen Jung und Alt der Vergangenheit angehören. Die Deutschen sind sich nicht einig über ihre Vorstellung von Arbeit oder den Wert der Arbeit insgesamt, aber sie streiten nicht mehr entlang von Generationslinien. Mit Blick auf die von Inglehart postulierte Sozialisationshypothese und die große Rolle, die Generationsdifferenzen in diesem Zusammenhang spielen, ist gerade dies ein Zeichen dafür, dass sich in der nahen Zukunft keine dramatischen Wertverschiebungen erwarten lassen.

### 3. Ein deutscher Sonderweg? Der Wertewandel im Bereich der Arbeitswelt in internationaler Perspektive

Während der Wertewandel bisher vor allem als deutsches Phänomen betrachtet wurde, soll abschließend die Perspektive erweitert werden. Denn Wertewandelsprozesse lassen sich weltweit beobachten. Schon Ronald Ingleharts These von der „stillen Revolution“ bezog sich Mitte der 70er Jahre nicht in erster Linie auf Deutschland, sondern formulierte ausgehend von Beobachtungen in einer Reihe von westlichen Ländern eine Theorie des globalen Wandels. In seinen späteren Studien baute Inglehart die These des Übergangs von materialistischen zu postmaterialistischen Werten zu einem weltweit gültigen Modell aus, das letztlich alle Gesellschaften und Staaten präge, die im Zuge der Industrialisierung Modernisierungsprozesse durchlaufen.<sup>82</sup> Zugleich allerdings begann eine der ersten Studien Ingleharts mit der Annahme: „The differences between the formative conditions of younger and older groups have been great in *all* countries, but one might expect Germany to show a particularly large amount of value change.“<sup>83</sup> Wie lässt sich die deutsche Entwicklung also in internationale Prozesse des Wertewandels einordnen?

Ingleharts Vermutung zum besonders starken Wertewandel in Deutschland beruhte vor allem auf seiner Einschätzung der NS-Vergangenheit und den damit einhergehenden Prägungen der älteren Generation. Unterschiede zwischen der Vor- und Nachkriegsgeneration ließen sich in Deutschland nicht allein in sozialen und wirtschaftlichen Begriffen fassen – der Wechsel von der „braunen Vergangenheit“ in die zunächst aufgezwungene Demokratie prägte besondere Generationsbrüche und führte so zu einem spezifisch deutschen Generationskonflikt nach 1945. In ähnlicher Weise sprechen Elisabeth Noelle-Neumann und Thomas Petersen von einem stärker ausgeprägten Wertewandel in der Bundesrepublik als in anderen Ländern – eher allerdings aufgrund ihres Blicks auf die deutschen 68er und die besondere Rolle der Studentenbewegung in der Bundesrepublik denn auf die deutsche Vergangenheit im Vorfeld des Wertewandels.<sup>84</sup>

Tatsächlich erweist sich der deutsche Wertewandel in internationalen Vergleichsstudien eher als ein Fall der Normalisierung denn als ein neuer deutscher Sonderweg. Denn die Verbreitung von „postmateriellen Werten“ (gemessen nach den Parametern Ingleharts) oder von „Selbstentfaltungswerten“ (im Sinne Klages) blieb in Deutschland auch nach 1975 durchschnittlich. Misst man den Bevölkerungsanteil derjenigen, die in ihren Wertpräferenzen be-

---

<sup>82</sup> Vgl. Inglehart 1998.

<sup>83</sup> Vgl. Inglehart 1977, S. 33; Hervorhebung im Original.

<sup>84</sup> Vgl. Noelle-Neumann, Petersen 2001 und Deth, Jan W. van 2001.

sonders stark postmaterialistisch geprägt sind, liegt Deutschland seit dem Wertewandel-schub der langen 60er Jahre stets im europäischen Mittelfeld – z. B. vor den Briten, aber hinter den Franzosen oder Niederländern. Auch die Entwicklungslinien des Wertewandels und der Verbreitung postmaterialistischer Werte verlaufen in Deutschland nicht ungewöhnlich – ein Wachsen der Zahl der „Postmaterialisten“ lässt sich bis 1990 in allen nord- und westeuropäischen Ländern beobachten, und überall sind die entsprechenden Zahlen in der Folge wieder abgesunken. Überall? In Frankreich stieg die Verbreitung postmaterialistischer Werte zumindest bis zur Jahrtausendwende weiter an. Im europäischen Vergleich fallen heute daher eher die Franzosen aus dem Rahmen des Wertewandels, vielleicht gemeinsam mit den Niederländern, die trotz sinkender Zahlen weiterhin die „Weltmeister“ im Postmaterialismus sind.<sup>85</sup> Die Deutschen dagegen unterscheiden sich nicht *nach* den Wertewandelsprozessen, sondern *vorher*. Vieles deutet darauf hin, dass in den Generationen, die in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts aufgewachsen sind, die „materialistischen“ Werte nach Inglehart (also Gewinnstreben, die Bedeutung von wirtschaftlichem Wachstum und die Anerkennung von Autorität) besonders verbreitet waren. Entsprechend ist es nicht falsch, im Zusammenhang des Wertewandels von einem außergewöhnlich intensiven deutschen Generationskonflikt zu sprechen. In internationaler Perspektive erlebte die Bundesrepublik zwischen 1965 und 1975 aber keinen Werteverfall, sondern eher eine Anpassung an europäische Mittelwerte und westliche Normalität.

Verbirgt sich hinter diesen Ergebnissen dennoch der Niedergang des bürgerlichen Arbeitsethos und des „Werts der Arbeit“? Die bisher gemachten Angaben beziehen sich auf europäische und weltweite Vergleichsstudien, die sich mit dem Wertewandel als umfassenden Prozess beschäftigen und nur mittelbar nach Arbeitswerten fragen. Zwar liegen auch zu diesem Aspekt zum Teil Studien in vergleichender Perspektive vor, an ihnen lässt sich aber vor allem die Problematik entsprechender Umfragen mit gleichlautenden Formulierungen und identischen Bemessungsgrenzen in unterschiedlichen nationalen Kontexten verdeutlichen. So wartete eine detaillierte Auswertung von Befragungen zu Arbeitswerten in Deutschland und Frankreich während der 80er Jahre 1998 mit dem zunächst überraschenden Befund auf, dass den Franzosen die Arbeit wesentlich wichtiger war als den Deutschen, während diese die Freizeit höher einschätzten als ihre westlichen Nachbarn – ein wahres *renversement* der Stereotype, das alle nationalen Klischees Lügen zu strafen schien.<sup>86</sup> Erst eine komplexe Analyse der Ergebnisse im Einzelnen sowie die Einbeziehungen zahlreicher Korrelationen innerhalb des großen Feldes der erfragten Haltungen relativierten das Bild und führten die Meinungsforscher zu dem Schluss, dass hinter den unterschiedlichen Einschätzungen der

---

<sup>85</sup> Vgl. Deth, Jan W. van 2001. Zum Wertewandel im europäischen Rahmen – ohne besondere Hinweise auf Deutschland – auch Kaelble 2007.

<sup>86</sup> Vgl. Riffault 1998.

Arbeit weniger divergierende Vorstellungen ihrer Wichtigkeit als vielmehr kulturell andere Interpretationen von „Arbeit“ überhaupt standen. Die Befragten in beiden Ländern sprachen von unterschiedlichen Dingen.<sup>87</sup>

So verstanden die Deutschen – vielleicht gerade aufgrund der langen Tradition der „Arbeitsfreude“ und der Idee der Arbeit als Lebenssinn in ihrem Land – „Arbeit“ stets auch als Tätigkeit, die zur Selbstverwirklichung führen soll. Nicht zuletzt deshalb sahen sie die Erwerbsarbeit in direkter Konkurrenz zur Freizeit, die sie ebenso als Bereich der Selbstentfaltung wahrnahmen, und mussten zwischen beiden Alternativen abwägen. Während die Deutschen nicht entscheiden konnten, ob sie sich eher in der Arbeit oder der Freizeit verwirklichen, war dies für die Franzosen kein Problem. Für sie war Arbeit eindeutig der Bereich der Pflicht und der Selbstaufgabe, der zwar lästig sein mochte, aber notwendig und daher uneingeschränkt wichtig erschien. Die Freizeit bildete aus französischer Sicht dagegen den Bereich der persönlichen Entfaltung und konnte deshalb nur bedingt als Gegensatz zur Arbeit auftreten. Hinter gleichen Antworten auf dieselbe Frage verbargen sich folglich ganz unterschiedliche Vorstellungen bei den Befragten.<sup>88</sup>

Mit diesen Bemerkungen soll nicht das Klischee des arbeitsamen Deutschen verteidigt werden. Betrachtet man den Wertewandel in Deutschland als Normalisierung im Rahmen eines breiten europäischen Prozesses, ist es in der Tat wahrscheinlich, dass sich auch die Einstellungen zur Arbeit und die Vorstellung von Arbeit selbst in Deutschland europäisiert haben. Gemessen am traditionellen Stereotyp des diszipliniert, fleißig und ohne Unterbrechung arbeitenden Deutschen müsste dies tatsächlich zu einem Absinken der Bedeutung der Arbeit unter den Deutschen geführt haben. Die Schwierigkeiten bei der Interpretation von Umfragerwerten im internationalen Vergleich verweisen jedoch einmal mehr darauf, wie problematisch es ist, Wertewandelsprozesse allein auf der Grundlage von demoskopischen Befragungen zu analysieren. Unterschiedliche Begriffsinterpretationen und kulturelle Prägungen, geistige Traditionslinien und die über Jahrzehnte und länger gewachsenen national unterschiedlichen Praktiken und Gewohnheiten des Arbeitens sind über gleichlautende Fragen kaum zu erfassen.

### *Der fleißige Deutsche? Wahrnehmungen des Wertewandels aus dem Ausland*

Nicht zuletzt deshalb stellt sich beim Versuch der Einordnung des deutschen Wertewandels in internationale Kontexte schließlich vor allem die Frage, ob sich mit der Veränderung der Einstellungen zur Arbeit das Bild der arbeitenden Deutschen geändert hat. Wurde der Wan-

---

<sup>87</sup> Vgl. Meulemann 1998a, daneben auch Kaelble 1998.

<sup>88</sup> Vgl. ebd.

del der Arbeitswerte im Ausland bemerkt? Ein cursorischer Blick durch amerikanische und britische Zeitungen aus den 70er und 80er Jahren sowie Studien zu nationalen Stereotypen und zum Deutschlandbild bei anderen Nationen geben eine ambivalente Antwort. Während die Veränderung des „deutschen Arbeitsethos“ einerseits bisweilen kommentiert wurde, hat sich die Vorstellung vom „fleißigen Deutschen“ im Laufe des 20. Jahrhunderts nur wenig gewandelt.

1975 titelte die *New York Post* „Ethos is slipping“ und reagierte damit auf Meldungen über den Wandel der Einstellung zur Arbeit in Deutschland.<sup>89</sup> Bis dahin hatten Amerikaner die Westdeutschen und ihr Wirtschaftswunder im Wesentlichen als Bestätigung des klassischen Klischees gewertet. Dessen Verbreitung belegten schon in den 30er Jahren Umfragen zu den Eigenschaften, mit denen US-Bürger Deutsche beschrieben. Stets stand „industrious“ (fleißig) an erster Stelle der Nennungen; auch weitere Studien aus den 50er und 60er Jahren führten zu ähnlichen Ergebnissen – neben „industrious“ rückte „efficient“ (effizient) an die zweite Position.<sup>90</sup> Dass die für ihren Fleiß und Einsatzwillen ebenso wie für ihre Effizienz und Disziplin zugleich bewunderten und gefürchteten Deutschen sich wandelten, muss auf amerikanischen Beobachter überraschend und zunächst kaum glaubwürdig gewirkt haben. Zwar hatten schon in den 60er Jahren vereinzelte Stimmen in Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen um Arbeitszeitverkürzungen festgestellt, dass die deutsche Arbeitsobsession der Vergangenheit angehörte.<sup>91</sup> Eine intensivere Wahrnehmung des Wertewandels in den 70er Jahren lässt sich aber erst um 1980 herum beobachten, als insbesondere im Zusammenhang mit den Protesten der Neuen Linken und dem Aufkommen der Grünen Klagen von Unternehmern über einen Verfall der „German work ethic“ innerhalb der westdeutschen Jugend mit Interesse rezipiert wurden.<sup>92</sup> Selbst danach diskutierten amerikanische Zeitungen das Thema aber mit einer gewissen Vorsicht; zumindest folgten auf Artikel, die 1984 ein neues „German Problem“ ausmachten und den fortgesetzten Verfall der deutschen Arbeitsmoral sowie der politischen Verlässlichkeit der Deutschen beklagten, unmittelbar Gegenstimmen, die mit Hinweis auf die insgesamt besseren deutschen Wirtschaftsdaten feststellten, dass Deutschland sein traditionelles Arbeitsethos wohl kaum aufgegeben habe.<sup>93</sup> Der Blick auf deutsche Wettbewerber war in Amerika noch in den Hochphasen des deutschen Wertewandels stets vom Respekt vor den erbrachten Leistungen geprägt; selbst in der Berichterstattung über die DDR und die Wiedervereinigung stößt man immer wieder auf Hinweise auf die „tireless work ethic“ oder gar Sorgen vor einem neuen starken Deutschland, das mit sei-

---

<sup>89</sup> Vgl. *New York Post* 2. 10. 1975, zitiert nach Noelle-Neumann 1979, S. 50.

<sup>90</sup> Vgl. von Bassewitz 1990, S. 29f. Mit ähnlichen Adjektiven beschrieben auch die Franzosen die Deutschen; aus ihrer Sicht rückten nach dem zweiten Weltkrieg allerdings auch „dominant“ und „grausam“ in die Reihe der meistgenannten Attribute auf.

<sup>91</sup> Vgl. *New York Times Magazine*, 21. 6. 1963, S. 21: „Passing of Work-Obsessed Germany“.

<sup>92</sup> Vgl. *New York Times*, 12. 10. 1980, S. A 1, „Prospects“; ebd., 3. 10. 1982, S. A2, „For Greens It's Make Waves Not War“.

<sup>93</sup> Vgl. *New York Times*, 8. 1. 1984, S. A 25, „The German Problem“; ebd., 22. 1. 1984, S. A 22, „The American Fault in a German Problem of the Spirit“.

ner „incomparable work ethic“, seiner industriellen Kraft und militärischen Effizienz zu einer neuen Gefahr werden könnte.<sup>94</sup>

Ein ähnliches Bild ergibt sich aus der britischen Presse der 70er und 80er Jahre. Während die *Times* in den 70er Jahren regelmäßig über englische Probleme mit der Arbeitsmoral berichtete, erschien Deutschland eher als starker Konkurrent und in mancher Hinsicht als Vorbild; zugleich witzelten britische Deutschlandbesucher noch 1976 über die allgegenwärtige Präsenz des unerbittlichen Arbeitsethos selbst in den Deutsch-Sprachkursen.<sup>95</sup> Einige Jahre später nahm man in Großbritannien im Zusammenhang mit der Jugendkultur im Umfeld der Grünen und der Entwicklung von Vierteln wie Kreuzberg in Westberlin deutliche Veränderungen unter den Deutschen wahr; im Mai 1984 kontrastierte die konservative Tageszeitung schließlich ein Foto von Berliner Trümmerfrauen von 1945 mit deutschen Urlaubern auf Ibiza 1984 und widmete sich unter der Überschrift „Germany: enter the leisure ethic“ ausführlich dem Wandel der Arbeits- und Lebenseinstellungen vor allem der jungen Deutschen.<sup>96</sup> Trotz solcher Beobachtungen änderte sich an der grundsätzlichen Einschätzung der deutschen Nachbarn bei den Briten wenig. 1990 bezeichneten 91 Prozent der Briten die Deutschen als „hard-working“ und eine detaillierte Analyse der britischen Presselandschaft und ihrer Deutschlandberichterstattung im Umfeld der Wiedervereinigung brachte einmal mehr die Eigenschaften Effizienz, Liebe zu Recht und Ordnung sowie Stabilität zu Tage. Die *Times* beschrieb die Deutschen in diesem Zeitraum zudem als „hart-arbeitend, erfindertisch, sparsam, gewissenhaft im Handwerk, peinlich genau bei Details und Terminen, kooperativ in der Industrie und talentiert im unternehmerischen Bereich“.<sup>97</sup> Zumindest auf die stereotypen Vorstellungen von den Deutschen hatte der Wertewandel im Bereich der Arbeit also offensichtlich nur minimale Auswirkungen.

Das Image des fleißigen Deutschen scheint aber immer noch auch durch konkrete Erfahrungen bestätigt zu werden. In den 70er Jahren stellte sich etwa bei einer Befragung von jungen Franzosen, die ein Jahr in unterschiedlichen Regionen ihre jeweiligen Berufe in Deutschland ausgeübt hatten, heraus, dass diese ihre klischeebeladenen Vorstellungen von „den Deutschen“ vor ihrer Reise über die Grenze im Laufe des Jahres zwar relativierten, besonders das Bild der fleißigen und besonders hart arbeitenden Deutschen sich in der Praxis aber wenig veränderte.<sup>98</sup> Mit ähnlichen Eindrücken kehrten in den 90er Jahren englische Prakti-

---

<sup>94</sup> Vgl. *New York Times*, 4. 10. 1987, S. A 2, „East's 'Garbage Can' Economies Get A Whiff of Capitalism“ und *Washington Post*, 15. 10. 1989, S. b 01, „Have the Germans Really Changed?“.

<sup>95</sup> Vgl. *Times*, 14. 12. 1976, S. 15, Leserbrief „The German work ethic“; *Times*, 1. 5. 1981, S. 18, „Poll pinpoints poor productivity“.

<sup>96</sup> Vgl. *Times*, 10. 4. 1984, S. 7, „Berlin's urban hothouse reflects the changing face of society“; *Times*, 15.5.1984, S. 16, „Germany: enter the leisure ethic“; ähnlich auch eine Buchbesprechung in der *Times* vom 14. 2. 1985 unter dem Titel „Feeling the pulse of our neighbours“.

<sup>97</sup> Vgl. Peters 1999, S. 79 und S. 218f.

<sup>98</sup> Vgl. Klein 1976.

kanten aus Deutschland zurück; sie zeigten sich zwar in gewisser Hinsicht erleichtert, dass die Deutschen dem Image der verbissenen Arbeiter nicht in allen Punkten gerecht werden konnten, und staunten bisweilen irritiert über deutsche Sozialleistungen, die Vielzahl der Feiertage sowie die scharfe Trennung von Arbeit und Freizeit; letztlich bekräftigten sie aber ihren Eindruck, dass die Deutschen bemerkenswert hart und effizient arbeiten.<sup>99</sup> Schließlich urteilen auch türkische Gastarbeiter und Einwanderer bzw. türkischstämmige Deutsche in ihrer Darstellung Deutschlands bei Verwandten in der Türkei erstaunlich ähnlich über ihre Erfahrungen in Deutschland. Ihr Bild der Deutschen ist im Vergleich sehr viel negativer und spiegelt die Schwierigkeiten türkischer Einwanderer in Deutschland wider, umfasst aber einmal mehr die typischen Elemente: Sauberkeit, Ordnung, Pünktlichkeit und eben harte Arbeit – „man habe keine Pausen, alles sei fremdbestimmt, die Menschen würden zu Robotern“ und „immer würde gearbeitet“. Die stets präsenten Eigenschaften der Deutschen (genau, pünktlich, fleißig) werden in türkischen Darstellungen um eine Reihe negativer Beschreibungen ergänzt (kalt, geizig, habgierig, berechnend und intolerant), die sich allerdings durchaus mit anderen Deutschlandbildern im westeuropäischen Ländern vergleichen lassen.<sup>100</sup>

Ob diese Angaben belegen, dass die Deutschen trotz des Wertewandels nach wie vor disziplinierte und engagierte, fleißige und effiziente Arbeiter im Sinne des bürgerlichen Arbeitsethos sind, oder lediglich die Hartnäckigkeit einmal gebildeter Klischees und Stereotype beweisen, muss am Ende dieser Untersuchung offen bleiben. Der Wertewandel hat am Bild der Deutschen insgesamt jedoch nur wenig verändert, auch wenn er durchaus wahrgenommen und diskutiert, bisweilen in direktem Bezug zu ähnlichen Prozessen im eigenen Land oder den deutschen Nachbarstaaten reflektiert wurde. In gewisser Hinsicht mag sich darin bestätigen, dass der Wertewandel im Bereich der Arbeitswelt weniger intensiv verlief als in anderen Bereichen, etwa der Familie und der Sexualität. Gleichzeitig scheint es durchaus eine gemeinsame Wahrnehmung von ausländischen Beobachtern wie deutschen Sozialwissenschaftlern zu geben, die sich mit dem Eindruck, dass der Wertewandel in Deutschland im internationaler Perspektive am ehesten als Normalisierung zu verstehen ist, deckt: So urteilte der langjährige amerikanische Botschafter John Kornblum auf die Frage, was sich an Deutschland während seiner Amtszeit am meisten verändert habe, die Deutschen „seien lockerer geworden“. Und so ist es vielleicht nicht überraschend, dass selbst die Vertreter der These des Werteverfalls 2001 in ihrer Bilanz des Wertewandels zu dem Schluss kommen: „Die Verbissenheit ist verschwunden, neue Werte bestehen neben alten, der Weltuntergang findet nicht statt.“<sup>101</sup>

---

<sup>99</sup> Vgl. Zemke 2000.

<sup>100</sup> Vgl. Straube 2001, S. 273f. Zum Deutschlandbild in einem größeren europäischen Vergleich siehe Süssmuth 1997; vgl. auch schon Noelle-Neumann 1987.

<sup>101</sup> Vgl. Noelle-Neumann, Petersen 2001, S. 22.

## Literaturverzeichnis

Ahbe, Thomas (2000): Zehn Jahre danach. Neue Befunde der empirischen Sozialwissenschaft zu unterschiedlichen Werten und Einstellungen der Ostdeutschen und Westdeutschen. In: *Comparativ*, Jg. 10, S. 182–193.

Arzheimer, Kai; Klein, Markus (2000): Gesellschaftspolitische Wertorientierungen und Staatszielvorstellungen im Ost-West-Vergleich. In: Falter, Jürgen; Gabriel, Oscar W.; Rattinger, Hans (Hg.): *Wirklich ein Volk? Die politischen Orientierungen von Ost- und Westdeutschen im Vergleich*. Opladen: Leske + Budrich, S. 363–402.

Badstübner, Evemarie (2007): Vom Knecht zum Herrn? Ostdeutsche Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Nachkriegszeit - Erwartungen, Erfahrungen, Leistungen und Enttäuschungen. In: *Jahrbuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung*, H. 2, S. 47–65.

Bartelt, Michael (1978): Der Wandel des gesellschaftlichen Wertsystems als Orientierung für einen Neuen Lebensstil. In: Wenke, Karl Ernst; Bartelt, Michael (Hg.): *Neuer Lebensstil - verzichten oder verändern? Auf der Suche nach Alternativen für eine menschliche Gesellschaft*. Opladen: Westdt. Verl., S. 73–121.

Bassewitz, Susanne von (1990): Stereotypen und Massenmedien. Zum Deutschlandbild in französischen Tageszeitungen. Wiesbaden: Dt. Univ.-Verl.

Bauerkämper, Arnd (2005): *Die Sozialgeschichte der DDR*. München: Oldenbourg (Enzyklopädie deutscher Geschichte, 76).

Bertram, Barbara (1999): Forschungen zu Jugend und Arbeit. In: Friedrich, Walter; Förster, Peter; Starke, Kurt (Hg.): *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966 - 1990. Geschichte, Methoden, Erkenntnisse*. Berlin: edition ost, S. 269–300.

Böckler, Michael [u. a.] (Hg.) (1991): *Wertewandel und Werteforschung in den 80er Jahren*. Forschungs- und Literaturdokumentation. Bonn: Informationszentrum Sozialwissenschaften.

Boetticher, Karl W. (1973): Der Beamte. In: Reinisch, Leonhard (Hg.): *Berufsbilder heute*. Neun Beiträge. München: Beck (Beck'sche schwarze Reihe, 101), S. 37–57.

Bolte, Karl Martin (1993): *Wertewandel - Lebensführung - Arbeitswelt*. München: Oldenbourg (Otto-von-Freising-Vorlesungen der Katholischen Universität Eichstätt, 8).

Bosch, Gerhard (1984): *Her mit dem ganzen Leben. Argumente für die 35-Stunden-Woche*. Marburg: Verl. Arbeiterbewegung und Gesellschaftswissenschaft (Schriftenreihe für Sozialgeschichte und Arbeiterbewegung, 41).

Campbell, Joan (1989): *Joy in Work, German Work. The national debate, 1800 - 1945*. Princeton, NJ: Princeton Univ. Press.

Conze, Werner; Riedel, Manfred (1972ff.): Arbeit. In: Brunner, Otto; Conze, Werner; Koselleck, Reinhart (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 154–215.

Deeken, Hans (1957): *Berufs-Lexikon : welchen Beruf soll ich ergreifen? 600 Berufsbilder mit Angaben über Ausbildung, Fortbildung und Aufstiegsmöglichkeiten*. Wiesbaden: Gabler.

Deth, Jan W. van (2001): Wertewandel im internationalen Vergleich. Ein deutscher Sonderweg. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Jg. 29, H. B, S. 23–30.

Duncker, Christian (1998): *Dimensionen des Wertewandels in Deutschland. Eine Analyse anhand ausgewählter Zeitreihen*. Frankfurt am Main: Lang.

Exilvorstand der SPD (Hg.) (1980): *Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade), 1934-1940*. Nachdruck von 1980. Frankfurt am Main: Zweitausend-eins.

- FAZ (Hg.) (1985): Was macht eigentlich ein ... ? Das neue F.A.Z.-Berufe-Handbuch. Frankfurt am Main: FAZ-Verlag.
- Förster, Peter (1999): Die Entwicklung des politischen Bewusstseins der DDR-Jugend zwischen 1966 und 1989. In: Friedrich, Walter; Förster, Peter; Starke, Kurt (Hg.): Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966 - 1990. Geschichte, Methoden, Erkenntnisse. Berlin: edition ost, S. 70–165.
- Frackmann, Margit; Kuhls, Hinrich; Lühn, Klaus-Dieter (1981): Null Bock oder Mut zur Zukunft? Jugendliche in der Bundesrepublik. Hamburg: VSA-Verl.
- Frese, Matthias (1995): "Samstags gehört Vati mir". Arbeit und Freizeit von Frauen und Männern in der gewerkschaftlichen Diskussion der frühen Bundesrepublik Deutschland, 1949-1965. In: Westfälische Forschungen, Jg. 45, S. 73–101.
- Frey, Peter (2007): 77 Wertsachen. Was gilt heute? Freiburg im Breisgau: Herder.
- Friedrich, Walter; Förster, Peter; Starke, Kurt (Hg.) (1999): Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966 - 1990. Geschichte, Methoden, Erkenntnisse. Berlin: edition ost.
- Friedrich, Walter; Griese; Hartmut (Hg.) (1991): Jugend und Jugendforschung in der DDR. Gesellschaftspolitische Situationen, Sozialisation und Mentalitätsentwicklung in den achtziger Jahren. Opladen: Leske + Budrich.
- Geiersberger, Erich (1973): Der Bauer in der heutigen Gesellschaft. In: Reinisch, Leonhard (Hg.): Berufsbilder heute. Neun Beiträge. München: Beck (Beck'sche schwarze Reihe, 101).
- Gensicke, Thomas (1992): Mentalitätsentwicklungen im Osten Deutschlands seit den 70er Jahren. Vorstellung und Erläuterung von Ergebnissen einiger empirischer Untersuchungen in der DDR und in den neuen Bundesländern von 1977-1991. Speyer: Fachhochschule für öffentliche Verwaltung (Speyrer Forschungsberichte, 109).
- Hahne, Peter (2004): Schluss mit lustig! Das Ende der Spaßgesellschaft. Lahr/Schwarzwald: Johannis.
- Hammes, Yvonne (2002): Wertewandel seit der Mitte des 20. Jahrhunderts in Deutschland. Auswirkungen des Wandels gesellschaftlicher und politischer Wertorientierungen auf die Demokratie. Frankfurt am Main: Lang.
- Haushofer, Heinz (1973): Der Bauer - sein Berufsbild. In: Reinisch, Leonhard (Hg.): Berufsbilder heute. Neun Beiträge. München: Beck (Beck'sche schwarze Reihe, 101), S. 58–67.
- Helfert, Mario (1986): Wertewandel, Arbeit, technischer Fortschritt, Wachstum. Köln: Bund-Verl. (WSI-Studien zur Wirtschafts- und Sozialforschung, 50).
- Hettling, Manfred (2000): Die persönliche Selbständigkeit. Der archimedische Punkt bürgerlicher Lebensführung. In: Hettling, Manfred; Hoffmann, Stefan-Ludwig (Hg.): Der bürgerliche Wertehimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht (Sammlung Vandenhoeck), S. 57–78.
- Hettling, Manfred; Hoffmann, Stefan-Ludwig (2000): Zur Historisierung bürgerlicher Werte. Einleitung. In: Hettling, Manfred; Hoffmann, Stefan-Ludwig (Hg.): Der bürgerliche Wertehimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht (Sammlung Vandenhoeck), S. 7–21.
- Hillmann, Karl-Heinz (2001): Zur Wertewandelforschung. Einführung, Überblick und Ausblick. In: Oesterdiekhoff, Georg W.; Jegelka, Norbert (Hg.): Werte und Wertewandel in westlichen Gesellschaften. Resultate und Perspektiven der Sozialwissenschaften. Opladen: Leske + Budrich, S. 15–39.
- Huber, Erwin (2008): Rede des CSU-Vorsitzenden, Staatsminister Erwin Huber, MdL, am 19. Juli 2008 auf dem 73. Parteitag der CSU. Online verfügbar unter [http://www.csu.de/dateien/partei/reden/pt08/080719\\_pt\\_huber.pdf](http://www.csu.de/dateien/partei/reden/pt08/080719_pt_huber.pdf), zuletzt aktualisiert am 19.07.2008, zuletzt geprüft am 23.07.2008.

Hübner, Peter (1994): Die Zukunft war gestern. Soziale und mentale Trends in der DDR-Industriearbeiterschaft. In: Kaelble, Hartmut (Hg.): Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 171–187.

Hübner, Peter (2004): Arbeitskampf im Konsensgewand? Zum Konfliktverhalten von Arbeitern im "realen" Sozialismus. In: Bispinck, Henrik (Hg.): Aufstände im Ostblock. Zur Krisengeschichte des realen Sozialismus. Berlin: Links (Forschungen zur DDR-Gesellschaft), S. 195–213.

Hübner, Peter (2005): Arbeiter im Staatssozialismus. Ideologischer Anspruch und soziale Wirklichkeit. Köln: Böhlau (Zeithistorische Studien, 31).

Humm, Antonia (1999): Auf dem Weg zum sozialistischen Dorf? Zum Wandel der dörflichen Lebenswelt in der DDR von 1952 bis 1969 mit vergleichenden Aspekten zur Bundesrepublik Deutschland. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 131).

Hütt, Wolfgang (1982): Heimfahrt in die Gegenwart. Berlin.

Inglehart, Ronald (1977): The silent revolution. Changing values and political styles among western publics. Princeton, NJ: Princeton Univ. Press.

Inglehart, Ronald (1998): Modernisierung und Postmodernisierung. Kultureller, wirtschaftlicher und politischer Wandel in 43 Gesellschaften. Frankfurt am Main: Campus-Verl.

Kaelble, Hartmut (1998): Wertewandel in Frankreich und Deutschland. Wieviel nationale Divergenz, wieviel europäische Konvergenz? In: Köcher, Renate; Schild, Joachim (Hg.): Wertewandel in Deutschland und Frankreich. Nationale Unterschiede und europäische Gemeinsamkeiten. Opladen: Leske + Budrich, S. 309–324.

Kaelble, Hartmut (2007): Europäischer Wertewandel am Ende des 20. Jahrhunderts. Ein internationaler Vergleich. In: Ehrenpreis, Stefan (Hg.): Wege der Neuzeit. Festschrift für Heinz Schilling zum 65. Geburtstag. Berlin: Duncker & Humblot (Historische Forschungen, 85), S. 311–328.

Klages, Helmut (1984): Wertorientierungen im Wandel. Rückblick, Gegenwartsanalyse, Prognosen. Frankfurt am Main: Campus-Verl.

Klages, Helmut (1998): Werte und Wertewandel. In: Schäfers, Bernhard (Hg.): Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands. Opladen: Leske + Budrich, S. 698–709.

Klages, Helmut (2001): Brauchen wir eine Rückkehr zu traditionellen Werten? In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Jg. 29, H. B, S. 7–14.

Klein, Paul (1976): Urteile junger französischer Arbeitnehmer über Deutsche vor, während und nach einem einjährigen Arbeitsaufenthalt in Deutschland. Frankfurt am Main: Lang.

Kohli, Martin (1994): Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und soziale Differenzierung. In: Kaelble, Hartmut (Hg.): Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 31–61.

Lüdtke, Alf (1993): "Ehre der Arbeit". Industriearbeiter und Macht der Symbole. Zur Reichweite symbolischer Orientierungen im Nationalsozialismus. In: Lüdtke, Alf: Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitserfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus. Hamburg: Ergebnisse, S. 283–350.

Lüdtke, Alf (1994): "Helden der Arbeit", Mühen beim Arbeiten. Zur missmutigen Loyalität von Industriearbeitern in der DDR. In: Kaelble, Hartmut (Hg.): Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 188–213.

Madarász, Jeannette Z. (2006): Working in East Germany. Normality in a Socialist Dictatorship, 1961-1979: Palgrave Macmillan.

Mandel, Wiebke (2007): Der Wertewandel in der Arbeitswelt. Ursachen, Theorien und Folgen. Saarbrücken: VDM Müller.

- Meulemann, Heiner (1998a): Arbeit und Selbstverwirklichung in Balance. Warum ist den Franzosen die Arbeit, den Deutschen die Freizeit wichtiger. In: Köcher, Renate; Schild, Joachim (Hg.): Wertewandel in Deutschland und Frankreich. Nationale Unterschiede und europäische Gemeinsamkeiten. Opladen: Leske + Budrich, S. 133–150.
- Meulemann, Heiner (Hg.) (1998b): Werte und nationale Identität im vereinten Deutschland. Erklärungsansätze der Umfrageforschung. Opladen: Leske und Budrich.
- Meulemann, Heiner (1999): Der Wert Leistung in Deutschland 1956 bis 1996. Über den Nutzen der Kohortenanalyse zur Erklärung von Wertewandlungen durch Bedeutungswandlungen. In: Glatzer, Wolfgang; Ostner, Ilona; Allmendinger, Jutta; Schäfers, Bernhard (Hg.): Deutschland im Wandel. Sozialstrukturelle Analysen gewidmet Bernhard Schäfers zum 60. Geburtstag. Opladen: Leske + Budrich (Gegenwartskunde Sonderband, 11), S. 115–130.
- Nippel, Wilfried (2000): Erwerbsarbeit in der Antike. In: Kocka, Jürgen; Offe, Claus (Hg.): Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt am Main: Campus-Verl., S. 54–66.
- Noelle-Neumann, Elisabeth (1975): Werden wir alle Proletarier? In: Die Zeit, 13.06.1975.
- Noelle-Neumann, Elisabeth (1979): Werden wir alle Proletarier? Wertewandel in unserer Gesellschaft. 2. Aufl. Zürich: Ed. Interfrom (Texte + Thesen, 102).
- Noelle-Neumann, Elisabeth (1987): Do the Germans have a "national character"? Changing notions. In: Encounter, Jg. 68, H. 3, S. 68–72.
- Noelle-Neumann, Elisabeth; Petersen, Thomas (2001): Zeitenwende. Der Wertewandel 30 Jahre später. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Jg. 29, H. B, S. 15–22.
- Oertzen, Christine von (1999): Teilzeitarbeit und die Lust am Zuverdienen. Geschlechterpolitik und gesellschaftlicher Wandel in Westdeutschland 1948-1969. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 132).
- Oexle, Otto Gerhard (2000): Arbeit, Armut, "Stand" im Mittelalter. In: Kocka, Jürgen; Offe, Claus (Hg.): Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt am Main: Campus-Verl., S. 67–79.
- Oschmiansky, Frank (2003): Faule Arbeitslose? Zur Debatte über Arbeitsunwilligkeit und Leistungsmissbrauch. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, H. B 06-07, S. 10–16.
- Peters, Christoph (1999): Deutschland und die Deutschen im Spiegel britischer Tageszeitungen. Die Berichterstattung der überregionalen Presse Großbritanniens 1989 - 1994. Münster, Hamburg: Lit (Medien & Kommunikation, 28).
- Petersen, Thomas; Mayer, Tilman (2005): Der Wert der Freiheit. Deutschland vor einem neuen Wertewandel? Freiburg im Breisgau: Herder.
- Phleps, Reginald H. (1968): Dokumentation – Hitlers „grundlegende“ Rede über den Antisemitismus. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Jg. 16, S. 390–420.
- Pirker, Theo (1973): Der Arbeiter und der Angestellte. In: Reinisch, Leonhard (Hg.): Berufsbilder heute. Neun Beiträge. München: Beck (Beck'sche schwarze Reihe, 101), S. 14–37.
- Projektgruppe Frankfurter Berg (1981): "Eigentlich hatten wir null Bock...". Politische Jugendbildung im Stadtteil. Ein Praxisbericht. Frankfurt am Main: Campus-Verl.
- Pross, Harry (1973): Der Unternehmer. In: Reinisch, Leonhard (Hg.): Berufsbilder heute. Neun Beiträge. München: Beck (Beck'sche schwarze Reihe, 101), S. 82–101.
- Ratzinger, Joseph (2005): Werte in Zeiten des Umbruchs. Die Herausforderungen der Zukunft bestehen. Freiburg im Breisgau, Basel, Wien: Herder.
- Reinisch, Leonhard (Hg.) (1973): Berufsbilder heute. Neun Beiträge. München: Beck (Beck'sche schwarze Reihe, 101).
- Riehl, Wilhelm Heinrich (1861): Die Deutsche Arbeit. Stuttgart: Cotta.

- Riffault, Helene (1998): Arbeitswerte in Deutschland und Frankreich. In: Köcher, Renate; Schild, Joachim (Hg.): Wertewandel in Deutschland und Frankreich. Nationale Unterschiede und europäische Gemeinsamkeiten. Opladen: Leske + Budrich, S. 111–132.
- Rödter, Andreas (2003): Die Bundesrepublik Deutschland 1969 – 1990. München: Oldenbourg (Oldenbourg Grundriss der Geschichte).
- Rödter, Andreas (2004): Wertewandel und Postmoderne. Gesellschaft und Kultur der Bundesrepublik. Stuttgart (Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus. Kleine Reihe, 12).
- Röllli-Alkemper, Lukas (2000): Familie im Wiederaufbau. Katholizismus und bürgerliches Familienideal in der Bundesrepublik Deutschland 1945 - 1965. Paderborn: Schöningh (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte Reihe B, Forschungen, 89).
- Ross-Strajhar, Gisela (2004): Welche Werte braucht Deutschland. Neuere Forschung zum Wertewandel. Bonn (sowiOnline - Aktuelle Themen).
- Ruhl, Klaus-Jörg (1993): Das ungeliebte Gesetz. Die Auseinandersetzungen um den Nordrhein-Westfälischen Hausarbeitstag, 1948-1962. In: Rheinische Vierteljahrsblätter, Jg. 57, S. 293–305.
- Ruhl, Klaus-Jörg (1994): Verordnete Unterordnung. Berufstätige Frauen zwischen Wirtschaftswachstum und konservativer Ideologie in der Nachkriegszeit (1945 - 1963). München: Oldenbourg.
- Sachse, Carola (2000): Normalarbeitstag und Hausarbeitstag. (Ost)deutsche Variationen einer Mesalliance, 1943-1991. In: Homme, Jg. 11, H. 1, S. 49–64.
- Sachse, Carola (2002): Der Hausarbeitstag. Gerechtigkeit und Gleichberechtigung in Ost und West 1939 - 1994. Göttingen: Wallstein.
- Schelsky, Helmut (1957): Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend. Düsseldorf: Diederichs.
- Schildt, Axel (2007): Die Sozialgeschichte der Bundesrepublik Deutschland bis 1989/90. München: Oldenbourg (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 80).
- Schiller, Friedrich (1988): Ausgewählte Werke in zwei Bänden. 2 Bände. Berlin: Aufbau.
- Schmitz-Berning, Cornelia (2007): Vokabular des Nationalsozialismus. 2. Aufl. Berlin: de Gruyter.
- SED (Hg.) (1958): Protokoll der Verhandlungen des V. Parteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. 10. - 16. Juli 1958. Berlin: Dietz.
- Steinbacher, Sybille (Hg.) (2007): Volksgenossinnen. Frauen in der NS-Volksgemeinschaft. Göttingen: Wallstein-Verl. (Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus, 23).
- Straube, Hanne (2001): Der kandierte Apfel. Türkische Deutschlandbilder. Berlin: Reimer.
- Süssmuth, Hans (1997): Kontinuitäten im Wandel : Deutschlandbilder in Ost- und Westeuropa. In: Tel Aviver Jahrbuch für Deutsche Geschichte, Jg. 26, S. 215–233.
- Thome, Helmut (2005): Wertewandel in Europa aus der Sicht der empirischen Sozialforschung. In: Joas, Hans; Wiegandt, Klaus (Hg.): Die kulturellen Werte Europas. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag, S. 386–443.
- Tobin, Elizabeth H.; Gibson, Jennifer (1995): The meanings of labor. East German women's work in the transition from Nazism to Communism. In: Central European History, Jg. 28, H. 3, S. 299–342.
- Toffler, Alvin (1970): Der Zukunftsschock. Bern: Scherz.
- van Dülmen, Richard (2000): "Arbeit" in der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Vorläufige Bemerkungen. In: Kocka, Jürgen; Offe, Claus (Hg.): Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt am Main: Campus-Verl., S. 80–87.

Vogelsang, Gregor (2004): Werte schaffen Wert. Warum wir glaubwürdige Manager brauchen. München: Econ.

Walcoff, Jennifer (2007): Von der Staatsbürgerin zur "Volksbürgerin". Der Disput um die Rechtsstellung der Frau. In: Steinbacher, Sybille (Hg.): Volksgenossinnen. Frauen in der NS-Volksgemeinschaft. Göttingen: Wallstein-Verl. (Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus, 23), S. 48–66.

Weyrather, Irmgard (2004): "Deutsche Arbeit". Arbeitskult im Nationalsozialismus. In: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte, Jg. 56, H. 1, S. 18–36.

Zemke, Uwe (2000): 'All Germans work hard' - myth or reality? The experience of British students on industrial placements in Germany. In: Emig, Rainer (Hg.): Stereotypes in contemporary Anglo-German relations. Basingstoke: Macmillan [u.a.] (Anglo-German Foundation for the Study of Industrial Society), S. 163–171.